

28. November 2000

ZS 1758, Albrecht Fischer

Nach telefonischer Rücksprache mit Frau Beate Schmidt vom Unternehmensarchiv der Robert Bosch GmbH (0711-81145138) können alle im Zusammenhang mit der Überlassung von ZS 1758 entfallen.



Dr. Klaus A. Lankheit
Stellvertretender Archivleiter

9. Okt. 1961

- Archiv -

A VIII - Ho/G8

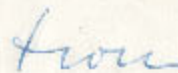
Herrn
Baurat Albrecht Fischer

Stuttgart - N
Hauptmannsreute 131

Sehr geehrter Herr Baurat!

Wir danken Ihnen verbindlich für die freundliche Überlassung einer Niederschrift über die Beziehungen der Firma Bosch GmbH zu Goerdeler, über Ihre persönlichen Erfahrungen mit der Gestapo und dem Volksgerichtshof sowie über Ihre Erlebnisse im Konzentrationslager Sachsenhausen. Wir haben die Aufzeichnungen gerne unserem Archiv einverleibt und übernehmen für die Einhaltung des Vorbehaltes, den Sie in Ihrem Schreiben v. 20.9. hinsichtlich einer eventuellen Verwendung ihres Inhaltes aussprechen, volle Gewähr.

Mit nochmaligem Dank und mit vorzüglicher Hochachtung



(Dr. A. Hoch)

Vertraulich

ALBRECHT FISCHER
Baurat

Stuttgart-N, 20. September 1961
Hauptmannsreute 131

An das
Archiv des Instituts
für Zeitgeschichte
München
Möhlstr. 26

Institut für Zeitgeschichte	
Eingeg. am: 22. Sep. 1961	
Tgb.-Nr. ka	
Do	

Sehr geehrte Herren!

Auf Anregung von Herrn Professor Dr. Theodor Heuss übersende ich Ihnen angeschlossen eine Niederschrift, die ich seinerzeit gemacht habe über die Beziehungen der Firma Robert Bosch GmbH zu der Bewegung Goerdeler und über meine persönlichen Erfahrungen mit der Gestapo und dem Volksgerichtshof usw. Der Anregung von Herrn Professor Heuss habe ich gerne stattgegeben. Ich muß aber nach Rücksprache mit der Geschäftsführung der Firma Robert Bosch GmbH den Vorbehalt aussprechen, daß etwaige Veröffentlichungen Ihrerseits, die sich auf den Inhalt meiner Niederschrift beziehen, vor Drucklegung der Geschäftsführung der Robert Bosch GmbH zugänglich gemacht werden, damit diese Gelegenheit hat, etwa erforderlich erscheinende Korrekturen vorzunehmen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

A. Fischer

danke!

Anl.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2818/61	Best. 251758
Rep. ✓	Kat. ✓

Achtung, Achtung!

9. Okt. 1961

Vorbehalt:

Vertraulich

Etwaige Veröffentlichungen, die sich auf den Inhalt dieser Niederschrift beziehen, müssen vor Drucklegung der Geschäftsführung der Robert Bosch GmbH zugänglich gemacht werden, damit diese Gelegenheit hat, etwa erforderlich erscheinende Korrekturen vorzunehmen.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2818/61	Best. 1758
Rep.	Kat.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2818/61	Bosl. 25 1758
Rep.	Kat.

Vertraulich

Vertraulich

Erlebnisse vom 20. Juli 1944 bis 8. April 1945

Vertraulich

Man hat mir von mehreren Seiten nahegelegt, über die Vorgänge um Dr. Goerdeler und über meine persönlichen Erlebnisse einiges schriftlich festzuhalten.

Die erste Begegnung mit Dr. Goerdeler fand im Sommer 1936 statt. Dr. Goerdeler hatte Theodor Bäuerle, den er aus Verhandlungen über das Volkshochschulwesen kannte, gebeten, eine Unterredung mit Herren der Firma Bosch zu vermitteln. Die Herren Walz, Bäuerle und ich fuhren darauf nach Leipzig, wo Goerdeler damals noch Oberbürgermeister war. Nach einer Unterredung, die Goerdeler mit Herrn Walz allein führte, aßen wir mit Goerdeler gemeinsam im Ratskeller und sprachen uns über die damalige politische Lage aus. Das Anliegen, das Goerdeler Herrn Walz unterbreitet hatte, ging dahin, durch Einwirkung prominenter Industrieller auf Generalfeldmarschall von Blomberg den Versuch zu machen, die Forcierung der Rüstung abzubremesen, da diese außenpolitisch gefährliche Entschliefungen Hitlers befürchten lasse. Goerdeler meinte, daß es nicht ohne Wirkung bleiben könne, wenn ein so allgemein anerkannter Industrieller wie Herr Robert Bosch auf die von der Beschleunigung der Rüstung zu erwartenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten hinweisen würde. Er hoffe doch, daß der Respekt vor Herrn Bosch einen starken Eindruck machen werde.

Herr Bosch stimmte dieser Anregung zu und fuhr im September 1936 nach Berlin zu Herrn von Blomberg. Ich wurde als Begleiter mitgenommen, da ich Blomberg von seiner Tätigkeit in Stuttgart als Chef des Stabes der 5. Division her kannte. Die Aussprache mit Blomberg verlief völlig negativ (s. Heuss-Biographie Bosch Seite 670).

Bei der Firma hatte sich in den letzten Jahren in steigendem Maße das Bedürfnis gezeigt, in Berlin einen Herrn zu haben, der bei den zivilen Ministerien ein und ausgehen und sich dabei Kenntnis verschaffen könnte über die Absichten dieser Regierungsstellen auf den verschiedenen die Wirtschaft berührenden Gebieten. Die Informationen, die ich in der Regel jeden Monat bei einigen, im allgemeinen gut unterrichteten Herren einholte (Dr. Meyner und Dr. Reuter vom Volkswirt, Jaffé und Evenius von der Wirtschaftskorrespondenz, Dr. Erdmann von der Reichswirtschaftskammer, Dir. Waldhecker von der Reichsbank)

erwiesen sich in steigendem Maße als ungenügend. Die Bemühungen, über diese Herren eine geeignete Persönlichkeit zu finden, hatten keinen Erfolg. Als nun Goerdeler im Jahr 1937 sein Amt als Oberbürgermeister niederlegte, warf Herr Walz die Frage auf, ob nicht Goerdeler, der bei allen Berliner Stellen Eingang hatte, sich bereit finden ließe, die erwähnte Aufgabe zu übernehmen. Bei meiner nächsten Reise nach Berlin verabredete ich mit Goerdeler ein Zusammentreffen und bot ihm im Auftrag von Herrn Walz an, für die Firma tätig zu werden. Goerdeler dankte für das Vertrauen, lehnte aber zunächst eine Entscheidung ab, da er sich noch nicht klar darüber sei, für welche Betätigung er sich entschließen solle. Tatsächlich stand er damals in Unterhandlungen mit Krupp, der ihn aber nicht einzustellen wagte, ohne vorherige Anfrage bei Göring. Da Göring ablehnte, versichtete Krupp und Goerdeler wurde wieder frei. Er nahm dann nach einiger Zeit die Verhandlungen in Stuttgart mit Herrn Walz wieder auf, und diese führten zu einem Vertrag.

Von da an kam Goerdeler in ziemlich regelmäßigen Abständen, alle 4-6 Wochen, nach Stuttgart, holte sich seine Aufträge und berichtete über die politische Lage, ihre vermutliche Entwicklung, über die Absichten der Regierung auf dem Gebiet der Wirtschaft und über ihm bekannt gewordene Internas der Nazi-Größen. Dabei stellte sich immer mehr eine völlige Übereinstimmung der politischen Ansichten und Bedenken zwischen Goerdeler und Herrn Bosch sowie den ins Vertrauen gezogenen Herren der Firma, insbesondere den Herren Walz, Wild und Fellmeth heraus. Zu den vertraulichen Besprechungen wurden meist auch die Herren Schloßstein, Theodor Bäuerle, Paul Hahn und ich zugezogen. Als Goerdeler nach dem ersten außenpolitisch gefährlichen Griff auf Österreich und die Tschechoslowakei begann, eine Art Widerstandsgruppe zu organisieren, wurden die Besprechungen in größerem Kreis eingestellt, da sie Aufsehen erregen konnten. Von da an verhandelte Goerdeler in der Regel zunächst mit Herrn Walz, der den Mittelpunkt des Kreises bildete, sodann mit den übrigen Herren gruppenweise, so z.B. mit mir unter Beiziehung von Paul Hahn. Goerdeler trat in Stuttgart auch in Verkehr mit Eugen Bolz und mit Herrn Ersing, später auch mit Dr. Strölin und Landesbischof Wurm, während ich die Verbindung mit den Gewerkschaften aufnahm in regelmäßigen Besprechungen mit Jakob Weimer und Christian Hürle.

Weimer verständigte jeweils auch David Stetter als Vertreter der SPD.

Die weitere Entwicklung der Dinge ist heute so bekannt, daß sich weitere Ausführungen hierüber erübrigen. Die ständigen Bemühungen von Goerdeler, auf die Heerführer Einfluß zu bekommen, über die wir ständig unterrichtet wurden, schlugen ebenso fehl wie ein von mir schon im Anfangsstadium unternommener Versuch, im Januar 1939 dem damaligen Stabschef der Armee List in Wien und später Generaloberst Ruoff eine ernste Warnung zu geben, das Militär möge sich nicht von Hitler für seine wahrscheinlich sehr gefährlichen Pläne mißbrauchen lassen. Als Ruoff nach längerer Unterredung den Sinn meiner Ausführungen verstanden hatte, sagte er: "Ach, Sie suchen heute schon den York". Auf meine Bejahung meinte er, die Befürchtungen seien unbegründet, denn es könne und werde nichts geschehen, womit die Armee nicht einverstanden sei. Für so stark hielt er damals die Position der Generale.

Als im Jahr 1943 nach dem Fall von Stalingrad es wohl für jedermann klar sein mußte, daß der Krieg nicht mehr zu gewinnen war, verstärkte Goerdeler seine Bemühungen um die Generale. Gleichzeitig wurden auch Fragen der Vorbereitung für die Lage erörtert, die sich nach dem Zusammenbruch oder nach einem Sturz des Regimes ergeben würde. Goerdeler hoffte zunächst immer noch auf die Generale. Er versicherte gegen Ende 1943, daß der Umsturz unmittelbar bevorstehe. Aber es gelang ihm wieder nicht, die maßgebenden Heerführer zum Handeln zu bewegen, so daß Hahn und ich ihm im Frühjahr 1944 rieten, die Sache aufzugeben und den endgültigen Zusammenbruch abzuwarten, zumal ja auch alle Fühlungnahme mit den Alliierten zu keinem Entgegenkommen von dieser Seite geführt hatte und andererseits die Gefahr eines Verrats seiner Bemühungen ständig wuchs, infolge des immer mehr sich vergrößernden Personenkreises der Mitwisser. Er schien damals zunächst diesen Gedanken ernstlich zu erwägen. Bei seinem nächsten Besuch war er jedoch wieder ganz zuversichtlich, da inzwischen die sogenannte Obersten-Gruppe in Berlin unter Führung von Stauffenberg sich zum Handeln bereiterklärt hätte. Schon früher waren Fragen mit Herrn Walz zu einer Neugliederung des Reichs für die von Goerdeler zunächst abgelehnte Aufgliederung Preußens in 3-4 Länder,

eine föderalistische Verfassung, Organisation der Behörden, Aufbau des Parlaments auf der Vorstufe der Beteiligung in den Gemeindeorganen (eine Lieblingsidee von Goerdeler), verschiedene Aufrufe an das Volk usw. besprochen worden. ^{Dann} zunächst brachte Goerdeler auch Personalfragen zur Sprache. Als dies erstmals geschah, sagte Herr Walz spontan: "Stellen Sie mich dahin, wo es am gefährlichsten ist". Die Sache wurde damals aber nicht weiter besprochen, sondern zunächst allgemeinen Überlegungen anheimgegeben. Später trug Goerdeler Herrn Walz den Posten des Reichswirtschaftsministers an, den Herr Walz jedoch sofort ablehnte. Bei einem weiteren Besuch sagte Goerdeler Herrn Hahn und mir, daß Herr Walz nun für sich den Posten des Vertrauensmanns für Württemberg in Aussicht nähme, der nach den bisherigen Plänen an die Stelle des bisherigen Reichsstaltalters zu treten hatte. Diese Stelle wollte Goerdeler für die erste Zeit beibehalten als Reichsstelle, die die Verbindung zu den Ländern herstellen und mit einer gewissen Aufsicht über diese verbinden solle. Er habe Bedenken, diese Stelle mit Herrn Walz zu besetzen, da der Vertrauensmann sich wohl mehr in Berlin als in Stuttgart werde betätigen müssen, und er habe Zweifel, ob Herr Walz bei den sich ergebenden Verhältnissen nicht bei der Firma dringendst benötigt werde. Er glaube, daß die Interessen der Firma in diesem Fall den Vorrang haben müßten. Wir beide teilten diese Überlegung und hielten es auch nicht für ratsam, die Firma durch ihren prominentesten Repräsentanten in diesem Umfang einzuschalten, schon im Hinblick auf die in Aussicht zu nehmende Schwere der Aufgabe, die sicher zu Schwierigkeiten mit weiten Kreisen führen müsse. Hahn war insbesondere scharf ablehnend, weil man auch den Fall ins Auge fassen müsse, daß die ganze Bewegung vorher hochgehe, und dann wäre nicht nur die Person Walz, sondern die ganze Firma auf das schwerste gefährdet. Er sprach damit eine Sorge aus, die uns im Lauf der Zeit immer mehr bedrückt hatte. Goerdeler war viel zu vertrauensselig, erörterte seine Ansichten des öfteren auch gegenüber Personen, über deren Zuverlässigkeit er gar nicht sicher sein konnte, da er sie kaum näher kannte. Es waren uns schon von den verschiedensten Seiten Warnungen zugegangen, und es war bekannt geworden, daß seine Korrespondenz und sein Verkehr überwacht werde.

Unsere Warnungen fruchteten aber wenig, und Hahn als alter, erfahrener Polizeimann konnte sich kaum denken, daß die Gestapo nicht

eines Tages zugreifen würde. Hahn widmete sich deshalb besonders der Aufgabe, eine etwa erforderliche Flucht Goerdelers sicherzustellen. Goerdeler sollte sich über das Militär einen falschen Pass besorgen auf einen Namen, der mit G und Vorname K laute. Der Fluchtweg war genau festgelegt und mit örtlichen Vertrauensmännern verabredet. Er führte an eine bestimmte Stelle am Bodensee, von der aus ein Übertritt in die Schweiz vorbereitet war. Goerdeler hätte so von Stuttgart aus in 10 - 12, von Berlin aus in 24 Stunden in Sicherheit sein können. Goerdeler hat sich aber den Paß nicht besorgt und den Fluchtweg nach Süden nicht benützt, vielleicht fürchtete er für seine Familie, wenn er in das Ausland fliehen würde. Aber fliehen mußte er nach dem 20. Juli 1944 doch, und es ist nicht anzunehmen, daß der Familie mehr passiert wäre, als sie ohnehin zu leiden hatte.

Goerdeler sprach dann mit Herrn Walz, der daraufhin von dem Posten Abtand nahm. Man kam überein, ihn für einen Posten vorzusehen, der nicht sofort besetzt werden mußte, so daß er zunächst für die Firma tätig sein konnte. Goerdeler schlug Herrn Walz vor, das Präsidium der Reichswirtschaftskammer zu übernehmen, womit sich Herr Walz einverstanden erklärte. Die Wahl des Vertrauensmanns blieb zunächst offen. Erst nach einigen Monaten kam Goerdeler darauf zurück und wünschte, daß ich ^{mich} für diesen Posten zur Verfügung ^{stelle} ~~stehe~~. Ich lehnte sofort ab und sagte ihm, daß man für diesen Posten möglichst eine in der ganzen ^{Staats} ~~Staat~~verwaltung bekannte prominente Persönlichkeit gewinnen müsse, von der die ganze Beamtenschaft von vornherein annehmen dürfe, daß sie Gewähr dafür biete, daß nunmehr wieder Ruhe und Ordnung hergestellt und die Leute sofort ausgeschaltet werden, die nur als Nazis in die Ämter gekommen waren und den ordentlichen Beamten das Leben sauer gemacht hatten. Goerdeler sah das ein und bat mich, ihm solche zu nennen oder ihn mit denselben zusammen ^{zu} bringen. Mein Hinweis auf Bolz wurde abgelehnt, da dieser schon für ein anderes Amt vorgesehen sei. Ich brachte ihn dann mit einem Herrn zusammen, indem ich beide zum Abendessen einlud. Der Herr ließ auch über seine Einstellung keinen Zweifel aufkommen und schimpfte gehörig über das Regime und die Desorganisation der Verwaltung durch den Dualismus von Partei und Behörde. Er war aber völlig ablehnend gegenüber jedem Wunsch nach einer aktiven Beteiligung.

Nach diesem fehlgeschlagenen Versuch trat Goerdeler längere Zeit nicht mehr an mich heran. Plötzlich schien er aber Eile zu haben und verlangte ziemlich dringend, daß ich mich für den Posten zur Verfügung stellen sollte. Ich lehnte wieder ab, er wollte sich die Sache nochmals überlegen. Nach kurzer Zeit kam er wieder und erklärte, er finde keinen andern. Wenn ich dauernd ablehne, müßte er sich wieder an Herrn Walz wenden, von dem er bestimmt annehme, daß er sich nicht versagen werde. Unter diesem Druck gab ich dann nach Rücksprache mit Hahn nach, der zwar immer noch abriet, aber meinte, man könne mit Goerdeler Sicherheitsmaßnahmen verabreden, die bei vorzeitigem Bekanntwerden der Sache Schutz bieten würden. Ich habe dann mit Goerdeler eine Verabredung dahingehend getroffen, daß der zivile Sektor erst dann aufgerufen werden solle, wenn das Militär nach dem Sturz des Regimes die Lage völlig beherrsche. Die Namen der zivilen Vertrauensleute sollten dem Militär zunächst gar nicht bekanntgemacht werden, die Liste sollte erst übergeben werden, wenn diese Voraussetzung erfüllt war. Das wurde von Goerdeler zugesagt und später dahin ergänzt, daß für jeden Bezirk eines Generalkommandos ein zuverlässiger Offizier von Berlin abgeordnet werde, der allein den Namen kenne und von dieser Kenntnis erst dann Gebrauch machen dürfe, wenn er von Berlin dazu aufgefordert werde. ^{Das heißt} ~~dem ging~~ ^{Hahn für} auch ~~veran~~ eine ausreichende Sicherung. Leider hat sie doch versagt. Es hat sich später herausgestellt, daß Goerdeler entgegen dieser Abmachung dem Militär eine Liste der Vertrauensmänner übergeben hat. Er tat dies anscheinend erst kurz vor dem 20. Juli 1944 auf Verlangen des Militärs.

Goerdeler hatte die Liste zunächst nur an ^{Leuschner} ~~Fuehrer~~ gegeben, der bestimmte gewerkschaftliche Kreise informieren sollte. Daß dies tatsächlich geschah, ging daraus hervor, daß Weimer mir kurz darauf mitteilte, er sei gefragt worden, ob er mich kenne. Auch David Stetter hat mir später gesagt, er sei über diese Linie verständigt worden.

Die Folgen des Mißlingens des Attentats vom 20. Juli 1944 sind bekannt. Ich kann mich auf das persönliche Erleben nach dem Attentat beschränken. Von dem Attentat hörte ich abends 8 Uhr im Rundfunk. Ich nahm an, daß die oben geschilderten Sicherungen sich auswirken würden und somit für mich keine direkte Gefahr bestehe. Meine Frau reiste ab nach Böttendorf, wohin die Familie meiner Tochter verlagert war. Nachts 2 Uhr ertönte die Hausklingel. Ein Mann rief mich an, ob hier ein Herr Müller wohne. Auf Verneinung der Frage, blieb es einige

Minuten still, dann erneutes Klingeln, und nun der Ruf: "Hier Geheime Staatspolizei, öffnen Sie!" Ich kam herunter und sah mich zwei Beamten gegenüber, die mit Pistolen in der Hand mich für verhaftet erklärten. Ich sagte, zunächst müßte ich mich ankleiden, es werde sich ja wohl um ein Mißverständnis handeln. Nach dem Ankleiden sagte ich, daß ich mich noch mit Zigarren versehen wolle, die im Untergeschoß aufbewahrt seien. Diesen Gang nach unten wollte ich, da ich hoffte, dabei einen Brief loswerden zu können, den mir Geheimrat Röhm geschickt hatte wegen der evtl. Unterbringung von Goerdeler auf einem bei Crailsheim gelegenen Bauernhof, und ich wollte nicht, daß die Adresse Röhm's bekannt werde. So ließ ich beim Einstecken der Zigarren den Brief zu Boden gleiten, der Beamte, der mich ständig mit gezogener Pistole begleitete, nahm ihn sofort auf und erklärte, das sei Absicht gewesen. Ich erwiderte, er könne den Brief behalten, da er nur eine völlig harmlose Mitteilung enthalte. Später erhielt ich den Brief zurück und habe ihn sofort vernichtet, als man mich im Polizeipräsidium, wohin ich verbracht worden war, einige Zeit allein ließ.

Dort hielt man mich für den Rest der Nacht und den ganzen folgenden Tag fest, in irgendeinem Zimmer bzw. bei Alarm in einem Bunker des Untergeschosses. Eine förmliche Vernehmung fand nicht statt, nur die Bemerkung, ich hätte ja wohl von der Sache im Hauptquartier gehört, man habe zu untersuchen, ob ich zu diesen Leuten gehöre. Den ganzen Tag gab es nichts zu essen, erst gegen Abend wurde ich in das Untersuchungsgefängnis in die Archivstraße geführt, wo ich ein Stück Brot mit einem Stückchen Margarine darauf erhielt. Meine Zelle lag im 2. Stock, sie war für 2 Mann bestimmt, Mein Mitbewohner war ein Franzose aus der Normandie, von Beruf Landwirt, der als Kriegsgefangener in einem Stuttgarter Fuhrbetrieb beschäftigt wurde. Er hatte Schutt abzufahren gehabt und hatte beim Herausfahren des geladenen Wagens aus der Schuttgrube seine Pferde mit Zuruf und Peitsche angetrieben, weil er nach seiner Angabe sonst nicht herausgekommen wäre. Eine Frau, die dabei zusah, beschimpfte ihn als Tierquäler, er antwortete wohl entsprechend, worauf sie dem Wagen folgte und ihn bei dem Fuhrunternehmer verklagte. Darauf habe er ihn wegen ihrer Lüge eine Ohrfeige gegeben. Dies brachte ihm 6 Wochen Haft ein, die er in der Archivstraße absaß. Der Mann war sicher kein Tierquäler, er war ein richtiger Bauer und ein guter Charakter. Er fragte mich

nach meinem Alter. Als ich antwortete, 67 Jahre, rief er: ici on n'a pas du respect pour la vieillesse, und er duldet von da^{an} nicht mehr, daß ich irgendwelche Arbeit tue wie Fegen der Zelle, Schrubben des Fußbodens usw. Er war sehr reinlich und half mir, die Zelle innerhalb weniger Tage wanzenfrei zu machen. Inzwischen war ein 3. Mann in unsre Zelle gebracht worden, für den eine Matratze auf den Fußboden gelegt wurde. Er war ein Belgier aus Lüttich, der wegen Urlaubsüberschreitung in Haft getan war. Er hatte als Kriegsgefangener Heimaturlaub erhalten, diesen aber zu längerem Besuch bei Bekannten in Südfrankreich benützt, und so den Urlaub um einige Wochen verlängert. Er war ein Schmutzfink, sehr bequem, beteiligte sich weder am Putzen noch am Bekämpfen der Wanzen. Er war so das gerade Gegenteil des fleißigen Normandie-Bauern, der jeden Morgen um 7 Uhr zur Arbeit in der Schokolade-Fabrik Buck abgeholt wurde und abends wieder kam, die Taschen gefüllt mit Rohschokolade und Biskuit-Keks, die er kameradschaftlich an uns verteilte.

Einige Tage nach meiner Einlieferung wurde ich an einem Vormittag wieder in das Polizeipräsidium verbracht, um vernommen zu werden. Man beschränkte sich auf Fragen nach meinem Verkehr mit Gerdeler, auf die ich harmlose Antworten geben konnte. Ferner legte man mir eine lange Liste mit Namen vor und fragte bei jedem Namen, ob ich den Mann kenne und ob ich mit ihm verkehrt hätte. Bei den meisten Namen konnte ich sagen, daß ich sie nur aus der Presse, aber nicht persönlich kenne. Es waren hauptsächlich Generale und Politiker. Bei Bolz sagte ich, ich würde ihn selbstverständlich kennen, da ich früher öfters dienstlich mit ihm zu tun gehabt hätte, daß aber darüber hinaus kein Verkehr gesellschaftlicher Art bestanden habe. In der Zelle mußten wir am Tage Ringe verfertigen, die aus Abfällen von Fensterleder in der Weise hergestellt wurden, daß die zuerst rund geschnittenen Abfallstücke durch eine senkrecht stehende Nadel aufgespießt wurden, in die ein Stück Bindfaden eingefädelt war. Wenn die Nadel voll war, wurde der Faden durchgezogen und die beiden Enden verknüpft, so daß ein Ring entstand.

Einen erheblichen Schock erlitt ich in der Nacht von 10. auf 11. August. Am Vormittag war der Belgier plötzlich abgeholt worden, um nach Mannheim verlegt zu werden und dort zu arbeiten. Der Bauer aus der Normandie war wie gewöhnlich um 7 Uhr zur Arbeit gegangen, so daß ich allein war. Der Mann kam aber auch nicht mehr zurück, so daß ich

auch abends allein blieb, Gleichzeitig ertönten aus dem Justizpalast wieder Geräusche herüber, die verrieten, daß dort Nachtarbeit mit Fallbeil und ein reger Verkehr stattfand. Die Sache war sehr unerfreulich, namentlich deshalb, weil es mir auffallen mußte, daß meine Zelle nicht mehr belegt wurde, obwohl das Gefängnis dauernd überfüllt war. Da ich der Gestapo alles Mögliche zutrauten, machte ich mich auf das Letzte gefaßt und war entschlossen, allem zuvorzukommen, wenn sich sichere Anzeichen ergeben würden. Aber die Nacht ging vorüber, ohne daß etwas geschah, und am nächsten Morgen wurde die Zelle wieder voll belegt, leider mit sehr wenig angenehmen Gesellen, einem SS-Scharführer, einem direkt widerlichen Burschen mit einem auf Schönheit dressierten Haarschopf. Er markierte den Kriegsbeschädigten, angeblich einen Fuß durch Erfrierung versteift. Er ging außerhalb nie ohne Stock, aber in der Zelle ohne Stock. Ich stellte sofort Läuse bei ihm fest und zwang ihn, diese zu bekämpfen, da ich ihm Meldung in Aussicht stellte, die zu sofortiger Abscherung der von ihm sehr geschätzten Haarpracht geführt hätte. Er war ein Elsässer, sprach geläufig französisch und wäre wohl am liebsten jetzt zu den Franzosen übergelaufen, von denen er nur Gutes zu erzählen wußte. Der zweite war ein Halbidiot, der wegen Diebstahl von silbernen Löffeln aus einem Ruinengrundstück verhaftet war.

Die Woche mit diesen Leuten war der unangenehmste Teil meiner Stuttgarter Haftzeit, die am 18. August ihr Ende fand mit meiner Überführung nach Berlin. An diesem Tag wurde ich abends in das Sprechzimmer im Untergeschoß geholt, wo schon mein Schwiegersohn saß, der für den Transport zum Bahnhof einen Kraftwagen zur Verfügung stellte. Nachdem ich meine Habseligkeiten gepackt hatte, wurde ich in das Wachzimmer geführt, wo mir der Karlsruher Rechtsanwalt Reinhold Frank vorgestellt und ~~ich~~ zugleich gefragt wurde, ob wir uns kennen würden. Wahrheitsgemäß verneinten wir beide diese Frage. 2 Gestapo-Beamté führten dann uns beide zu dem Wagen, Frank mit auf dem Rücken gefesselten Händen, bei mir nahmen sie von der Fesselung Abstand. Am Bahnhof war der Nachtschnellzug nach Berlin noch nicht da, so daß wir in der Vorhalle vor der Sperre noch Aufenthalt hatten. Meine Tochter war erschienen und mein Schwiegersohn brachte einige Gläser Bier für die Gestapo-Leute und für uns bei, die wir tranken, bis die Sperre geöffnet wurde. Beim Gang von der Sperre bis zu dem von der Gestapo bestellten Zugabteil konnte mir mein Schwiegersohn Mitteilung machen über die bisher unternommenen Schritte, da die Gestapo-Leute das Zug-

abteil erst suchen mußten. Ich erfuhr auch, daß eine Haussuchung anscheinend nichts ergeben habe, daß aber zur Beobachtung meiner nach Rottendorf verlagerten Familie ein Landjäger für einige Zeit dort abgestellt worden war.

Der ganze Zug war überfüllt, der Andrang sehr stark, unser Abteil blieb aber zunächst uns vorbehalten, da die Gestapo durch Vorzeigen ihrer Ausweise jeden Andrang abwies. Frank wurden nun die Fesseln abgenommen, aber es wurde jede Unterhaltung verboten, und so war es also ziemlich schweigsam bis Berlin, obwohl schließlich auch in dieses Abteil noch andere Personen eingewiesen wurden, weil die Überfüllung des Zugs zu groß war.

Wir trafen am Sonntagvormittag im Anhalter Bahnhof ein und wurden zunächst das kurze Stück zur Prinz-Albrecht-Straße geführt, wo die Gestapo-Leute sich melden mußten. Wir blieben dann mit einem Beamten auf der Straße stehen, während der andere hinein ging. Nach einer Viertelstunde kam er wieder mit dem Auftrag, uns in dem Untersuchungs-Gefängnis in Moabit abzuliefern. Wir fuhren dorthin und standen zunächst in einem Gefängnis, dessen Leitung sich absolut weigerte, uns aufzunehmen. Es sei dort nichts bekannt von einem Transport und sie hätten auch keinen Platz. Endlich wurde festgestellt, daß wir nach dem Gefängnis Lehrterstraße 3 beordert seien. Also ging es dorthin, und dort wurden wir auch erwartet. Nach den Aufnahmeformalitäten, Abgabe aller Wertsachen, Papiere, Geld usw. stellte man uns einige Zeit in den Korridor mit dem Gesicht zur Wand, bis feststand, welche Zellen zur Verfügung standen. Diese Zeit benützten die zwei Stuttgarter Gestapo-Beamten, sich zu verabschieden, indem sie dicht an uns herantreten und leise flüsterten: "Adieu, jetzt wird es Ernst. Sie müssen eben entsprechend aussagen, aber ja vorsichtig, vorsichtig". Ich überlegte mir, ob ich fragen solle, wie das gemeint sei, unterließ es aber, weil ich mir sagen mußte, daß ja die Stuttgarter in der ganzen Sache nichts zu melden hatten. Jeder kam nun in eine Einzelzelle, ich in den obersten dritten Stock. Frank wurde schon am nächsten Tag nach Tegel verbracht, wo ich ihn später wieder traf.

Das Gefängnis Lehrterstraße 3 war ursprünglich Untersuchungsgefängnis. Es bestand aus 4 Flügeln, je 3 Stock hoch und hatte einen großen Hof, das Ganze war von einer etwa 3 Meter hohen Mauer umschlossen.

Ein Flügel war von der Wehrmacht belegt, während der vierte Flügel noch von verschiedenen Justiz-Behörden benützt wurde. Die Wartung erfolgte deshalb für 2 Flügel durch SS, für einen durch Wehrmacht und für einen durch Justizwachtmeister. Im ganzen Gefängnis gab es nur Einzelzellen mit der üblichen Ausrüstung: eisernes Bett, kleiner Tisch, Hocker, Spind und in der Ecke der Abortkübel, dazu ein großer Wasserkrug, eine Schüssel und ein Glas. Vor der Zellentüre hing ein offenes Futteral, in das das Esbesteck eingesteckt war (Löffel, Gabel, Messer), daneben das Handtuch. Hosenträger und Krawatte wurden jedem Häftling abgenommen. Jeder durfte einen kleinen Koffer in der Zelle haben für seine Wäsche. Die Zelle war etwa 4 m tief und 2,75 m breit, sie hatte ein etwas hochgelegenes Fenster mit Gittern, das immerhin den Ausblick auf den Hof ermöglichte. Im Bett war eine Matratze und ein sehr kleines Kissen (20/40 cm) sowie eine überzogene Wolldecke. In der Türe das übliche Guckloch für die Wache, eine elektrische Glühlampe an der Wand über dem kleinen Tisch, nur von außen ein- und ausschaltbar.

Der Tagesablauf war stets derselbe: morgens Wecken durch Aufreißen der Türe und Hereinwerfen des Handtuchs, dann Herausstellen des Abortkübels und des Wasserkrugs, den einen zur Entleerung, den andern zur Auffüllung. Dies besorgten Häftlinge, die als sogenannte Kalfaktoren tätig waren (so längere Zeit Dr. Elsas von Stuttgart, später auch Reinhard Goerdeler). Dann kam der sogenannte Kaffee - eine undefinierbare, immerhin warme Brühe mit einem Stück Schwarzbrot, das für den ganzen Tag reichen mußte. Mittags kam ein Eintopf - meist Kohlrüben mit Kartoffeln - und abends nochmals Kaffee, seltener Tee. Sehr unregelmäßig war der eigentlich für jeden Tag vorgeschriebene Spaziergang im Hof. Einmal vormittags, dann oft erst nachmittags und mitunter fiel er ganz aus. Dieser Mangel an regelmäßiger Bewegung veranlaßte mich, täglich zweimal je 200 mal den Rundgang in der Zelle zu machen, den ich mit 10 m berechnet hatte. Da zunächst die Beleuchtung bei Nacht nicht ausgeschaltet wurde, konnte man früher oder später zu Bett gehen. Die Bewachung erfolgte durch SS-Leute, hauptsächlich junge Volksdeutsche aus dem Banat, die unter sich mehr ungarisch als deutsch redeten. Es waren ordentliche und flegelhafte Kerle darunter, aller aber scharf auf Zigarren und Zigaretten.

Bei Tag durfte man nicht auf dem Bett liegen, wohl aber sitzen, weshalb ich mich mittags stets auf das Bett setzte mit dem Rücken an der Wand und die Beine auf dem an das Bett herangeschobenen Hocker.

Ich gewöhnte mich rasch daran, in dieser Stellung etwa eine Stunde lang zu schlafen. Bei Nacht störte das grelle Licht der Glühlampe sehr. Ich fertigte einen Schirm aus Zeitungspapier, der nur die Strahlung gegen das Bett dämpfte, aber die Zelle noch so erhellte, daß die Beobachtung durch die Wache möglich war. Aber der Wachtposten riß den Schirm als unzulässig wieder ab. Bei Nacht mußte man im Bett die Hände auf der Decke liegen haben. Hatte man einmal die Decke wärmehalber über die Schulter gezogen, so wurde sofort geweckt mit der Weisung, Arm und Hand auf die Decke zu legen, auch wenn die Heizung hin und wieder ungenügend war.

Die Leitung des Wachbetriebs, wie überhaupt des Gefängnisses, soweit es der Gestapo unterstand, hatte ein SS-Oberscharführer Kunth, der im Erdgeschoß einige Büroräume hatte und von einigen Leuten in Zivil (Kriminalbeamten) unterstützt wurde, die insbesondere alle Transporte nach der Prinz Albrecht-Straße "zur Vernehmung" durchführten. Dies waren ältere Leute, die sich im allgemeinen ordentlich benahmen, was sich auch in ihrer Art der Behandlung zeigte, die sie den Angehörigen von Häftlingen angedeihen ließen, die das Gefängnis aufsuchten, um Wäsche zu bringen oder abzuholen oder Lebensmittel für die Häftlinge brachten. An wöchentlich 2 Tagen (Donnerstag und Samstag) durften Angehörige oder Freunde der Häftlinge zu diesem Zweck ins Gefängnis kommen, allerdings ohne mit den Häftlingen sprechen zu dürfen. Mir brachte jeden Donnerstag mein Freund Galler, der von meiner Familie beauftragt wurde, ein Päckchen mit Lebensmitteln wie Butter, Zucker, Eier, Zwieback, mitunter auch etwas frische Wurst oder Schokolade; der Inhalt wurde von mir jeweils genau auf 7 Tage eingeteilt, so daß für jeden Tag ein kleiner Zusatz zu der sehr kümmerlichen Verpflegung bereitstand. Später kamen dazu auch noch Zigarren und Zigaretten, die in erster Linie das Bewachungspersonal zu anständiger Behandlung veranlaßte, da diese Waren von ihnen sehr begehrt war. Von ärztlicher Versorgung konnte nicht geredet werden. Es gab wohl im Erdgeschoß eine sogenannte Sanitätszelle und man konnte sich "zum Arzt" melden. Es kam aber nie ein Arzt, sondern nur eine Art Sanitätsfeldwebel, der die sich Meldenden mit einigen Späßen und evtl. mit einer Tablette Aspirin oder einem Pflaster abfertigte. Etwa im Dezember 1944 wurde ein Arzt, der als Häftling im Hause saß, gestattet, unter Bewachung in die Zellen zu gehen und einzelne Fälle zu behandeln. Er besuchte auch mich und verschrieb Medikamente, die

aber dem Häftling nicht ausgehändigt wurden. Er mußte sie, jedesmal wenn er einnehmen sollte, von der Wache anfordern und sie in deren Gegenwart einnehmen. Die Kalfaktoren standen unter der Aufsicht von "Hans", einem SS-Scharführer, der zwar selbst Häftling war, aber sich tatsächlich völliger Freiheit erfreuen durfte, die so weit ging, daß er seine Zelle von innen verschließbar machen durfte, da er öfters Damenbesuch erhielt. Unter den Kalfaktoren waren längere Zeit Dr. Elsas, der sich jedoch am Arm verletzte, was starke Bitterungen hervorrief, so daß er lange den Arm in der Binde trug, und der Sohn Reinhard Goerdeler, der mir öfters meine Hemden gewaschen hat.

Die Vernehmungen erfolgten nicht in der Lehrterstraße 3, sondern im Reichssicherheitshauptamt in der Prinz Albrecht-Straße. Man wurde gefesselt im Auto mit einem Komissar hingefahren und dort der Stelle zugeführt, die den Fall zu behandeln hatte. Ich hatte das Glück, daß mein Fall einem jungen SS-Juristen namens Heyde überwiesen worden war, der anscheinend erst kurz zuvor zu diesem Dienst einberufen worden war und so auch noch nicht mit den Methoden der Kriminalräte Lange und John vertraut war. Sein Büro war noch nicht völlig eingerichtet. Es war ein großer, kahler Raum, in dem nur ein Schreibtisch mit Stuhl, ein Schreibmaschinentisch mit Stuhl und 1 Stuhl für den zu ~~Vernehmungen~~ ^{Vernehmungen} den Häftling stand. Bei der ersten Vernehmung tat er zunächst die in Stuttgart entstandenen Protokolle kurz ab mit der Bemerkung, sie seien völlig ungenügend. Man werde der Sache schon auf den Grund kommen, es wehe hier ein anderer Wind, er erwarte erschöpfende, wahrheitsgemäße Antworten auf seine Fragen. Diese bezogen sich zunächst auf meinen Verkehr mit Goerdeler, den ich als rein geschäftsbedingt bezeichnet. Er wollte genau wissen, wo Goerdeler gewohnt habe, wer bei den geschäftlichen Besprechungen dabei gewesen sei, in welchen Häusern er verkehrt habe und schließlich welche Äußerungen er außerhalb der geschäftlichen Themen getan habe. Ich gab ihm ganz offen Auskunft, daß Goerdeler wohl von einzelnen Herren der Firma, so auch von mir hin und wieder zu Tisch geladen worden sei, wie dies auch mit andern Geschäftsfreunden üblich sei, daß er aber stets im Hotel gewohnt habe, also auch nie bei mir. Im allgemeinen Unterhaltungen sei er wohl sehr kritisch gegenüber der jeweils gegebenen politischen Lage gewesen, aber von Umsturzabsichten und dergleichen sei nie gesprochen worden, so sei auch mir von dem Plan eines Attentats auf den Führer nichts bekannt gewesen. Das glaubte er mir ohne weiteres.

Er sagte, wir wissen, daß Sie mit dem Attentat nichts zu tun gehabt haben. Aber ich hätte doch wohl erkennen müssen, daß sich Goerdeler mit Plänen trug, die auf einen Sturz des Regimes abzielten, und dann wäre es meine Pflicht gewesen, Anzeige zu erstatten oder mindestens den Verkehr mit diesem zweifelhaften Herrn abzubrechen. Ich erwiderte, daß ich dazu keinen Anlaß gehabt hätte, so-lange Goerdeler bei der Firma und deren leitenden Herren aus- und einging. Auch diese Erklärung billigte Heyde. Aber nun setzte er mit Fragen ein, die bei mir bald den Eindruck hervorriefen, daß es der Gestapo gar nicht so sehr auf eine Belastung meiner Person ankomme, als vielmehr darauf, einzelne leitende Herren der Firma fassen zu können. Er schwenkte schon bei der ersten Vernehmung von meiner Verbindung mit Goerdeler ab und wollte dringend wissen, mit wem Goerdeler bei der Firma in erster Linie zu tun gehabt habe, wer bei diesen Besprechungen zugegen gewesen sei und welche Gegenstände bei diesen Besprechungen behandelt worden seien. Ich führte alles auf geschäftliche Bedürfnisse zurück, die Goerdeler wohl bald mit diesem, bald mit jenem Herrn der Geschäftsführung zusammengeführt hätten. Wer dann sonst jeweils dabei gewesen sei, wisse ich nicht, ich selbst sei nur bei den Sachen, die mich angingen, zugezogen worden. Alle Antworten hielten ihn nicht davon ab, in dieser Richtung immer dringlicher zu werden, schließlich konzentrierte er sich auf Herrn Wals. Da ich mir eingehender Überlegen wollte, wie ich mich zu diesen Fragen verhalten bzw. wie ich ihm antworten könne, ohne jemand zu belasten, markierte ich eine Übermüdung und bat ihn um Abbruch der Vernehmung, da ich mich nicht wohl fühle. Er entsprach diesem Wunsch.

Bei der nächsten Vernehmung - einige Tage später, änderte er plötzlich die bisher im allgemeinen anständige Form der Befragung. Er fing an, mich anzuschreien und wollte absolut wissen, was Goerdeler im einzelnen an Kritik von sich gegeben habe und welche Pläne er mit mir besprochen habe. Als ich wiederum die Dinge als wirklich unwichtig hinzustellen versuchte, packte er ein Aktenstück, warf es auf den Tisch und fragte mich, wie es denn dann komme, daß Goerdeler sich bei seinen Vernehmungen eingehend mit mir befaßt habe. Das Protokoll hierüber sei mindestens 5-6 Seiten lang. Ich erwiderte, daß ich mir nicht vorstellen könne, was Goerdeler so vieles über mich hätte sagen können. Er sagte, nun, so wolle er mir Einiges darlegen. Goerdeler hatte angegeben, er habe mir mitgeteilt, daß er in Berlin mich in Vorschlag gebracht habe für den Posten eines industriellen Beraters beim

Stuttgarter Generalkommando. Das bestätigte ich sofort, denn ich erkannte, daß Goerdeler mir damit Gelegenheit bot, den Eintrag auf der Liste der Vertrauensmänner als eine Verwechslung darzustellen. Ich erklärte, daß Goerdeler mir damals gesagt habe, in Berlin habe man festgestellt, daß man mit der Aufstellung von landwirtschaftlichen Beratern bei den Generalkommandos gute Erfahrungen gemacht habe und daß man deshalb erwäge, jedem Generalkommando auch einen industriellen Berater beizugeben. Er habe dann gesagt, daß er für Stuttgart mich empfehlen könne. Ich fügte hinzu, daß man aber nie in dieser Sache an mich herangetreten sei, was ich durchaus erklärlich gefunden hätte, da ich doch wohl hätte annehmen müssen, daß eine solche Sache in erster Linie im Benehmen mit der Industrie- und Handelskammer behandelt werden müßte. Es sei richtig, daß ich mich gegenüber Goerdeler bereit erklärt hätte, einen solchen Posten anzunehmen, wenn man es wünsche. Dies sei auch die einzige Zusage gewesen, die ich je gemacht hätte. Sollte er eine weitergehende Bestätigungszusage meinen, so müsse wohl eine Verwechslung vorliegen.

Nun wurde er direkt ruppig und schrie mich an, er lasse sich von mir nicht mehr länger an der Nase herumführen. Sie hätten Mittel, mich zum Reden zu bringen. Er könne und werde z.B. meine Frau verhaften lassen, um mir zu zeigen, was ich auf das Spiel setze, wenn ich mich weiterhin weigere, präzise Antworten zu geben. Ich sagte ihm, daß ich ihn daran ja nicht hindern könne, aber er solle doch erst einmal präzise Fragen stellen, ich würde dann sehen, ob ich ihm befriedigend antworten könne. Darauf ging er zunächst wieder auf den alten Versuch zurück, Belastungen der leitenden Herrn der Firma aus mir herauszuholen. Für diesen Fall hatte ich mir aber inzwischen genau überlegt, wie ich ihn ad absurdum führen könne. Daß ich in dieser Richtung noch behandelt werden würde, war mir sehr deutlich geworden, als einige Tage zuvor mit dem Wärter ein Mann in die Zelle kam, der ein Gespräch anzuknüpfen versuchte. Da ich ihn für einen Spitzel hielt, gab ich nur ganz kurze belanglose Antworten. Er sah, daß ich nicht reagierte und sagte dann etwa, ich hätte doch nicht nötig, so zurückhaltend zu sein, er sei Journalist und bei der Presse wisse man doch sehr genau, daß einem Sitzredakteur nie viel passieren werde. Damit verschwand er mit dem Wärter.

Als Heyde jetzt wieder anfang, mich anzusprechen, ich werde ihm doch nicht weismachen wollen, daß Goerdeler gegenüber Herrn Walz, mit dem er - wie man wisse - sehr viel und fast freundschaftlich verkehrt habe, nicht auch politische Gespräche geführt und von seinen Plänen erzählt habe, beantwortete ich dieses Geschrei nur mit einem leichten Lächeln. Erwartungsgemäß ging er sofort hoch, sprang vom Stuhl auf und brüllte mich an, mein Benehmen sei eine Unverschämtheit, er werde dafür sorgen, daß mir das Lachen vergehe. Ich antwortete ganz ruhig: Ich werde Ihnen mein Verhalten sofort erklären, worauf er sich wenigstens wieder setzte mit dem Ausruf: Dann heraus mit der Sprache! Ich sagte, Sie sind doch selbst Mitglied der SS. Als er bejahte, sagte ich: Und Herr Walz führt in der SS den Ehrenrang eines Hauptsturmführers. Glauben Sie, daß bei dieser Sachlage Goerdeler es riskieren konnte, mit Herrn Walz über derartige politische Pläne zu sprechen? Zunächst blieb er stumm, anscheinend hatte es ihm die Sprache zerschlagen. Nach einer Weile sagte er: Sie haben recht, das ist unmöglich. Von da an hörten die Fragen nach den leitenden Herrn von Bosch auf. Dagegen versteifte er sich immer mehr darauf, mich zum Reden zu bringen über den Inhalt meiner Gespräche mit Goerdeler. Aus dem, was sie ohnehin schon wußten und was aus den Aussagen von Goerdeler selbst hervorgehe, müßte ich von der Einstellung Goerdelers zur Lage und von seinen Ideen für eine Änderung gewußt haben, und wenn ich nicht endlich darüber Auskunft gäbe, müsse er mit aller Schärfe gegen mich vorgehen. Er diktierte nun in meinem Beisein einen Haftbefehl gegen meine Frau und fragte, ob ich nun antworten wolle. Ich hielt ihm vor, daß ich ihn nicht daran hindern könne, so vorzugehen, daß aber der Haftbefehl auf sein Gewissen gehe, nicht auf meines. Ich hätte mich ja schon früher bereiterklärt, Fragen zu beantworten, soweit ich über diese Fragen tatsächlich etwas wisse.

Ich hatte mir inzwischen gesagt, daß Goerdeler doch nicht mehr zu retten sei und daß ich deshalb so weit Antwort geben könne, als ich mich selbst durch das Zugeben solcher Kenntnisse nicht zu schwer belasten würde. Ich gab dann zu, daß Goerdeler die Lage so beurteilt habe, daß mit dem Krieg unbedingt Schluß gemacht werden müsse und daß er geäußert habe, daß man das Militär dazu zwingen müsse, wenn die politische Führung das nicht wolle. Über die Art eines etwaigen Vorgehens des Militärs sagte ich nichts. Als er dann darauf drang, ich solle zugeben, welche Wege dafür in Betracht gezogen worden seien, erklärte ich, ich hätte darnach nie gefragt, da ich diese Gedanken

nie bis zum Ende durchgedacht hätte, weil ich sie nicht hätte ernst nehmen können. Er hielt anscheinend diese Aussage für so wichtig, daß er verschwand und sofort wieder kam mit dem satteam bekannten Chef Müller, der sich lediglich diese Aussage nach dem Stenogramm wiederholen ließ und dann wieder mit Heyde abging. Als er wieder zurückkam, erklärte er die Vernehmung für beendet.

Einige Tage später wurde ich wieder abgeholt. Es war ein Sonntag. Und nun verlief das Verhör etwa in folgender Weise: "Wir wissen jetzt genau, welche Rolle Ihnen zugedacht war. Wir haben inzwischen Goerdeler nochmals über Sie vernommen, und er hat ausgesagt, was er mit Ihnen vorhatte. Damit ist auch erklärt, warum Sie auf der Liste stehen, die in der Bendlerstraße gefunden wurde." Ich erklärte dazu, es sei leicht, jemand, der nichts davon wisse, auf eine Liste zu setzen, und ich hätte mit Goerdeler nie irgendeine Abrede getroffen, die ihn hiezu berechtigt hätte, und ich könne mir das nur so erklären, daß er in Stuttgart nur wenig Bekannte gehabt hätte, so daß er schließlich mich auf der Liste eingetragen hätte. Heyde sagte, so sei das nicht, Goerdeler habe in Stuttgart viele Bekannte gehabt, die er aber vielleicht nicht als geeignet angesehen habe. Ich bestritt nach wie vor jede derartige Abrede und sagte, es hätte doch dann immer noch von mir abgehangen, ob ich im Ernstfall "ja" gesagt hätte, wenn Goerdeler damit gekommen wäre. Ich hätte mich auch nie aktiv politisch betätigt, und es könne mir in meinem Alter nicht entfernt einfallen, von diesem Grundsatz abzugehen. Nachdem er mir die Aussage von Goerdeler mitgeteilt habe, sei ich mir darüber klar, daß Goerdeler mich habe einsetzen wollen. Ich bestreite aber entschieden, jemals eine diesbezügliche Abrede mit Goerdeler getroffen zu haben.

Bezeichnend war, daß er auf meine Frage, ob ich nun mit baldiger Entlassung rechnen könne oder mich mit Wäsche für die kältere Jahreszeit versehen solle, mir antwortete, das werde wohl noch länger dauern, ich solle nur warme Unterkleidung kommen lassen. Von da an wurde ich nicht mehr zur Vernehmung geholt. Und als ich selbst über den Kommissar der Lehrterstraße 3 den Wunsch nach einer weiteren Vernehmung äußerte, um einige Angaben etwas zu modifizieren, erhielt ich nach einigen Tagen den Bescheid, meine Akten seien abgeschlossen,

ich würde nur dann nochmals vernommen werden, wenn ich mich vorher bereiterklären würde, über "Andere" auszusagen. Darauf gab ich keine Antwort mehr, da ich wußte, daß dann lediglich wieder die alten Fragen nach den Herren von Bosch erneut auftauchen würden.

In dieser Zeit besuchte eine Kommission die Lehrterstraße 3 und fragte alle Häftlinge nach dem Grund ihrer Inhaftierung, nach dem Namen des Referenten, der ihren Fall behandle. Ich nahm an, daß festgestellt werden sollte, ob Häftlinge da wären, die aus irgendeinem kleinen Anlaß eingeliefert waren und besser entlassen würden, um Platz für wichtigere Häftlinge zu machen. Tatsächlich waren Häftlinge da, die schon ein ganzes Jahr saßen, ohne jemals vernommen worden zu sein. Daß man Platz schaffen wollte, zeigte sich, als plötzlich eine Anzahl Häftlinge, so auch ich, die Weisung erhielten, sich rasch fertig zu machen für einen Abtransport. Wir wurden in eine große grüne Minna verladen, Ziel unbekannt. Nach der Fahrt konnten wir feststellen, daß wir in der Strafanstalt Tegel gelandet waren. Diese Anstalt war wohl die am meisten ordnungsmäßig geführte Strafanstalt, wahrscheinlich eigentlich ein Zuchthaus, was schon die Aufnahme-Zeremonie bewies. Wir wurden in einen größeren Erdgeschoßraum geführt mit Auskleide-Nischen in den Wänden mit dem Befehl, uns nackt auszuziehen. Jeweils 6 bis 7 Mann kamen dann nackt vor die Nischen. In meiner Serie befanden sich zum Beispiel Minister Popitz, der Gesandte von Schulenburg und Eugen Gerstenmaier. Ein Justizwachtmeister nahm von jedem die Personalien auf, auch Haar- und Augenfarbe, ob Brillenträger oder nicht sowie besondere Merkmale, schließlich auch Größe und Gewicht. Dann wurden alle behaarten Körperteile mit einer Lupe auf Läuse untersucht. Solche wurden nur bei einem Oberstleutnant aus Wien festgestellt. Dann wurde ein Nebenraum geöffnet, in dem sich Zellen mit Duschvorrichtungen befanden, mit Seife und Handtuch. Nach dem Bade wurde man in ein Obergeschoß dirigiert, wo die Kofferchen geprüft wurden, denen man je ein Stück Reservewäsche entnehmen durfte. Gleichzeitig wurde jedem eine Erkennungsmarke

umgehängt, deren Nummer registriert wurde. Alsdann wurde man in die Zelle geführt. Dort konnte man seine paar Sachen im Spind zurechtlegen. Das Mobiliar war das Übliche. Dann aber wurde eine Verfügung des Oberreichsanwalts mitgeteilt, nach der alle Häftlinge des 20. Juli bei Tag und Nacht ständig gefesselt sein mußten. Tatsächlich wurde das auch sofort durchgeführt, was den heftigen Unwillen des Justizwachtmeisters hervorrief, der für die Zellenreihe zuständig war, denn der Mann kam jetzt aus dem Laufen nicht mehr heraus, da bald in dieser, bald in jener Zelle das Semaphor betätigt wurde, wenn ein Häftling etwa ein dringendes Bedürfnis hatte, das er mit gefesselten Händen nicht befriedigen konnte. Dieser Zustand dauerte etwa 3 Tage, innerhalb derer die Gefängnisleitung vorstellig geworden war, denn es kam die Weisung, daß alle über 50 Jahre alten Häftlinge nicht mehr gefesselt werden mußten, mit einer Ausnahme, wie wir beim Spaziergang feststellen konnten: Popitz trug allein immer Fesseln.

In diesem Gefängnis herrschte absolute Ordnung. Auf Wunsch wurde sofort der Arzt geholt, der zum Beispiel mir die Erlaubnis gab, mich mittags auf das Bett zu legen. Jeden Morgen wurde man gefragt, ob man Ungeziefer gespürt habe. Bei Bejahung trat sofort eine Flitspritze in Tätigkeit. Auch Essen u. Spaziergang kamen ganz regelmäßig. Außerdem wurde jeder für das Verbrecheralbum en face und im Profil fotografiert. Leider aber durften keine Lebensmittel in das Gefängnis gebracht werden, so daß man auf die recht magere Gefängniskost beschränkt war. Beim Spaziergang konnte man immerhin hin und wieder im Vorbeigehen ein paar rasche Worte wechseln. Ich begegnete zum Beispiel Pechel und Reinhold Frank, auch Falkenhausen von Brüssel war da. Die Zelle neben mir hatte Gerstenmaier, von dem ich auch erfuhr, daß der Gefängnis-Pfarrer Polchan, der mich aufgesucht und mir ein Gesangbuch und ein Neues Testament gebracht hatte, in Ordnung sei.

Der Aufenthalt in Tegel nahm ein rasches Ende. Etwa am 10. Tag nach der Ankunft erfolgte ein schwerer Luftangriff um die Mittagszeit auf die neben dem Gefängnis liegenden Borsig-Werke, dabei erhielt auch das Gefängnis einige Treffer. Etwa 6 Meter vor meiner Zelle ging im Hof ein schwerer Brocken nieder mit dem Erfolg, daß mir die ganze Einrichtung der Zelle, Fenster und Fensterrahmen, Spind und Hocker um die Ohren flogen, aber ohne mich in der Ecke, in die ich mich während des Angriffs gestellt hatte, zu treffen. Die Zellentüre war oben und

unten einige Zentimeter eingebogen, so daß sie nur mit Mühe geöffnet werden konnte. Das Gebrüll und die Hilferufe der Häftlinge, die verletzt worden waren, hörte sich grauenhaft an. Kurz nach dem Angriff erschien der Direktor d. Gefängnisses in meiner Zelle und sagte mir, daß wir wieder anders wohin verlegt werden müßten, da eine große Reihe von Zellen, so auch meine, unbenutzbar geworden seien. Nach einigen Stunden standen wir wieder vor unsern Zellen, bereit zum Abtransport, viele mit Verbänden, hauptsächlich am Kopf und an den Händen. Nach den üblichen Formalitäten wurden wir wieder verladen und in die Lehrterstraße 3 zurückgebracht. Dort bezog ich wieder meine alte Zelle im 3. Stock des Gefängnisses.

Indes kam im Oktober 1944 die Zustellung eines förmlichen Haftbefehls, in dem gesagt war, es werde Haft verfügt, da ich in Verbindung mit anderen es unternommen hätte, die Regierung zu stürzen mit dem Ziel, Verhandlungen mit dem Feind aufzunehmen über einen Friedensschluß (Hoch- und Landesverrat). Darauf wandte ich mich schriftlich an Stuttgart mit der Bitte, mir einen Verteidiger zu stellen. Dem Schreiben legte ich eine Abschrift des Haftbefehls bei, die ich aber wieder zurückerhielt, da die Zensur sie nicht durchließ als geheime Reichssache, die nicht weitergegeben werden dürfe. Zuerst dachte man in Stuttgart an Dr. Aufrecht bzw. an ^{dessen} Korrespondenzanwalt in Berlin. Es stellte sich aber heraus, daß die freie Wahl eines Verteidigers gar nicht mehr zugelassen war. Man hatte nur die Wahl zwischen etwa einem halben Dutzend für diese Fälle aufgestellter Officialverteidiger, die ihr Amt ohne Bezahlung als Ehrenamt auszuüben hatten, und diese Wahl mußte zudem vom Gericht noch besonders genehmigt werden. Dies war wenig vertrauenerweckend. Meine Leute wurden aber von Herrn Konsul Bernhard aufmerksam gemacht auf einen Rechtsanwalt Dr. Kunz I in Berlin, und ich erhielt auch die Mitteilung, daß auch Dr. Kimmich dessen Wahl für richtig halte. Auch das Gericht stimmte dieser Wahl zu. Zunächst hörte ich nichts, bis sich Dr. Kunz bei mir meldete. Ich hatte den Eindruck bei dieser ersten Unterredung, daß er sich ernstlich bemühen werde und daß seine persönlichen Beziehungen zu Freisler sich günstig auswirken könnten. Allerdings stellte er mir zu Anfang die etwas verfängliche Frage, ob ich denn der Meinung sei, der Krieg sei verloren. Ich antwortete ihm, in dieser Frage hielte ich es mit dem Arzte, der am Krankenbett

sage: "Solange noch Leben ist, ist auch Hoffnung". Die Antwort schien ihn zu befriedigen, und so konnte ich hoffen, daß sein Eifer sich nicht abschwächen werde. Meinerseits schnitt ich die Honorarfrage an, worauf er erwiderte, daß der Officialverteidiger keine Vergütung annehmen dürfe. Es sei eine Ehrensache der Anwaltskammer, diese Verteidiger zu stellen. Auf meine Bemerkung, man müsse eben später darüber wägen und ein paar gute Zivilprozesse für eine gute Firma werde er ja wohl auch nicht ablehnen, reagierte er sehr freundlich zustimmend.

Er orientierte sich zunächst über den ^{Ver-}lauf meiner Vernehmung, und ich erzählte ihm den Hergang in groben Zügen. Er meinte, die meisten Verhafteten hätten viel zu viel ausgesagt, sie hätten besser getan, einfach nichts zuzugeben, da es sehr schwer gewesen wäre, im einzelnen den Schuldbeweis zu führen. Im übrigen habe man im Volksgerechthof selbst keine große Neigung mehr, den Kreis der Beschuldigten noch weiter zu ziehen und damit zu immer mehr Todesurteilen zu kommen. Er beschuldigte Goerdeler, immer mehr Namen zu nennen, um damit die Vollstreckung seines Urteils hinauszuschieben, mindestens bis die jeweils Genannten vernommen worden seien, wobei sich meistens deren Schuldlosigkeit herausstelle.

Kunz kam mehrmals zu mir. Er fragte mich auch über Paul Hahn, dessen Verteidigung er auch übernommen hatte, weil er aus dem Mann nicht recht klug werde. Ich half ihm dann auf das Verständnis, worauf er mir das nächste Mal sagte, er hoffe, Herrn Hahn rasch freizubekommen.

Ich hatte bei seinen ersten Besuchen zwei Schriftsätze verfasst, die sich weniger mit Einzelheiten meines Falles befaßten, als mit der absoluten Unwahrscheinlichkeit, daß ich mich in meinem Alter noch zu einer politischen Aktion bereitfinden lassen würde, nachdem ich selbst bisher vermieden hätte, mich politisch aktiv zu betätigen. Beide Schriftsätze bezeichnete er als ausgezeichnet, er werde sie aber nicht in den Aktenlauf einbringen, sondern sie persönlich Freisler zuspielen. Ich konnte daraus schließen, daß er mit Freisler gute persönliche Beziehungen hatte.

Es nahte die Weihnachtszeit, und immer noch war keine Rede von einer bevorstehenden Verhandlung. Der Einzige, der wenige Tage vor dem Fest verhandelt wurde, war Minister Bolz, der mir am Tag nach seiner Verhandlung beim Spaziergang sagte, er sei zum Tode verurteilt worden. Wir waren einig darüber, daß er sofort ein Gnadengesuch einreichen solle, was man damals nicht für aussichtslos halten durfte, da in der Woche vorher manche im Gefängnis erzählten, daß schon einige Begnadigungen erfolgt seien. Bolz selbst hatte sich allerdings schon vor seiner Verhandlung mir gegenüber sehr pessimistisch dahin geäußert: "Sie werden sehen, sie werden sich nicht scheuen, uns die Köpfe abzuschlagen". Jetzt schien er aber doch wieder einige Hoffnung zu haben, daß nicht der schlimmste Fall eintreten werde.

Anfang Januar 1945 sagte mir Dr. Kunz, daß meine Verhandlung bevorstehe. Beim Verlassen der Sprechzelle traf er den Kommissar des Gefängnisses, der ihm sagte, daß die Anklageschrift gegen mich schon im Hause sei. Herr Kunz sagte, er könne sie ja mir geben, da er selbst sie schon kenne. Der Kommissar machte darauf aufmerksam, daß von der Übergabe der Anklageschrift an der Angeklagte ständig gefesselt sein müsse. Ich bat darauf, mir die Anklageschrift erst am Vorabend der Verhandlung auszuhändigen, deren Termin noch gar nicht feststand. Über die Hauptpunkte der Anklage war ich ja von Dr. Kunz schon unterrichtet. Am 11. Januar wurde mir gegen Abend die Schrift übergeben, prompt erschien ein SS-Mann zwecks Anlegung der Fesseln. Ich sagte ihm, er solle erst kommen, wenn ich zu Bett gegangen sei, worauf er um 21 Uhr wieder erschien. Ich sagte ihm, ich erwarte, daß er im Fall eines Luftangriffs kommen werde, um mir die Fesseln abzunehmen. Er lehnte das ab mit der Begründung, dabei könne ja unter Umständen ihm etwas passieren. Ich sagte darauf nur, ich hätte eben angenommen, daß er Soldat sei, worauf er mit rotem Kopf verschwand.

Am 12. Januar war meine Verhandlung vor dem Volksgerichtshof unter Vorsitz von Freisler. In derselben Verhandlung sollten noch die Fälle Reinhold Frank, Karlsruhe, ^{Ernst Röchling} ~~Fernsprechling~~ und Gotthard von Falkenhausen behandelt werden. Die Anklageschrift enthielt alle 4 Fälle und die 4 Angeklagten wurden zusammen vorgeführt, jeder flankiert von 2 Gendarmen. Über die Verhandlung hat Gotthard von

Falkenhausen in der New Yorker Staatszeitung einen Bericht veröffentlicht, der über meinen Fall folgendes sagt: (der Text ist schriftlich vorhanden). Anzufügen habe ich diesem Bericht nur, daß Freisler zu Beginn der Vernehmung von Frank ausführte, was wir etwa bei den Vernehmungen durch die Gestapo angegeben hätten, sei völlig belanglos. Das Urteil werde lediglich sich auf eine Wertung der Antworten stützen, die wir bei dieser Verhandlung gäben, und es werde davon abhängen, ob das Gericht von dem einzelnen Angeklagten den Eindruck gewinne, einen Verbrecher vor sich zu haben oder einen anständigen Menschen. Diese Einleitung hinderte ihn aber nicht daran, mehrfach den Versuch zu machen, durch Anbrüllen den Angeklagten zu verwirren und ihn gerade mit den Fragen heftig anzugehen, die in den Vernehmungsprotokollen der Gestapo schon behandelt waren. Bei mir strich er den Protokollsatz an: "Ich bin mir klar, daß Goerdeler mich einsetzen wollte, aber ich habe nie eine diesbezügliche Vereinbarung mit ihm getroffen". Er fragte mich: "Wann sind Sie sich darüber klar geworden?" Ich antwortete sofort: "Erst zur Zeit meiner Vernehmung, nachdem mir die Aussage Goerdelers vorgelesen worden war". Er meinte dann sehr gnädig: "Das habe ich mir gedacht". Wahrscheinlich wollte er damit zu erkennen geben, daß er eine früher getroffene Abrede mit Goerdeler nicht annehme. Und das war ohne Zweifel der Angelpunkt, der zu dem Freispruch führte, der mit dem Vertreter des Herrn Oberreichsanwalts wohl abgesprochen war, denn dieser ging in seiner Anklagerede ebenfalls davon aus, daß bei mir keine Abrede und damit keine Teilnahme an der Verschwörung vorliege, weshalb er selbst Freispruch beantrage. Darauf stellte auch mein Verteidiger sein Plädoyer auf diesen Punkt ab, was mich veranlaßte, als Angeklagter auf das letzte Wort zu verzichten, was Freisler mit der Bemerkung quittierte: "Sie wollen eben freigesprochen werden", was ich bejahte. Nach Verkündung des Urteils wurde die Sitzung unterbrochen, und ich konnte in der Pause Herrn Dr. Kunz für seine Bemühungen danken, wozu er bemerkte: "Nun Sie sehen doch, daß gut gearbeitet wurde". Den Erfolg schrieb er also nicht seinem Plädoyer, sondern seiner Vorarbeit zu.

Hierauf wurden Frank und ich abgeführt, ersterer wieder gefesselt, ich ohne Fessel. Frank kam wieder nach Tegel, ich in die Lehrterstr. 3, wo ich wieder Hosenträger, Krawatte etc. abgeben mußte. Als mir der Kommissar sehr freundlich gratulierte, bat ich ihn, mir doch meine

Uhr zu geben, da ich das Leben ohne Zeitkenntnis sehr bedrückend empfände. Er gab sie mir tatsächlich auch, wohl aus Respekt vor dem Freispruch. Am nächsten Morgen traf ich beim Spaziergang Herrn Bolz und erzählte ihm von dem Freispruch. Er fragte nur: "Wie haben Sie denn das gemacht?" Ich sagte ihm, ich hätte den Eindruck, daß es wohl in erster Linie Glückssache sei, ob man bei Freisler gut oder schlecht abschneide, je nachdem er gerade aufgelegt sei. Vielleicht habe er doch das Bedürfnis, hin und wieder im Interesse des Ansehens des Reichs Milde walten zu lassen. Mein Anwalt habe mir schon vor der Verhandlung gesagt, daß das Gericht selbst allmählich der ständigen Todesurteile müde sei. Bolz sprach dann davon, daß er ein Gnadengesuch eingereicht habe. Wenige Tage später erschien er nicht mehr beim Spaziergang, und wir erfuhren, daß alle zum Tod Verurteilten in einem andern Flügel des Gefängnisses verlegt worden seien. Da sie alle ständig gefesselt waren, beanspruchten sie die Wärter sehr stark, deshalb die Zusammenziehung in einem Flügel mit verstärktem Wachpersonal..

Am Nachmittag des Verhandlungstags besuchten mich meine Tochter und mein Schwiegersohn. Es war ~~mir~~ mir eine rechte Freude. Sie wollten eigentlich zu der Verhandlung kommen, aber die Bahn hatte versagt, so daß sie zu spät ankamen. Wir rechneten nun mit baldiger Entlassung. Nach Ansicht des Anwalts sollten die erforderlichen Formalitäten höchstens zwei Wochen in Anspruch nehmen. Aber die Zeit verging, und nichts geschah. Mein Freund Gallert bemühte sich mehrmals bei der Gestapo, die ihm aber erklärte, der Freispruch sei Juristenkram, sie behielten sich ihre Entscheidung vor. Gallert sagte mir das bei einem Besuch, den der Kommissar so einrichtete, daß wir uns in seinem Büro ohne Aufsicht eine Stunde lang unterhalten konnten, denn im Gefängnis war man der Ansicht, daß ich selbstverständlich freigelassen werde.

^{Eines} Während ~~des zweiten~~ Tags erschien aber ein Kalfaktor bei mir, ich solle mich sofort fertig machen, ich würde in einer halben Stunde abgeführt werden. Ich sagte: "Zur Entlassung". Er antwortete: "Sie sind wohl freigesprochen, aber Sie müssen noch viel lernen, aber nicht hier, sondern an einem andern Platz". In der kurzen Zeit konnte ich nicht alles richtig packen, den Rest warf ich in meinen Überzieher.

dessen Inhalt ich dann unten in dem Korridor, als man wieder warten mußte, in einen Karton packte. In dem Korridor standen schon etwa 16 Leute, alle mit Gepäck, und es war bekannt, daß wir in ein KZ verbracht würden. Zufällig überquerte gerade mein Anwalt den Korridor. Ich hielt ihn an und sagte ihm, was hier beabsichtigt sei. Ich bat ihn, sofort nach Stuttgart zu schreiben, damit man Schritte tun könne, mich dort herauszuholen. Ich sagte ihm, er möge auf die Möglichkeit hinweisen, den Obergruppenführer Berger hierfür in Anspruch zu nehmen.

Wir wurden, etwa 18 Mann, in einen Gefängniswagen verfrachtet, der nach dem KZ Sachsenhausen rollte. Nach der Einfahrt durch das große Tor wurden wir in zwei Gliedern aufgestellt, jeder mit seinem Gepäck neben sich. Wir mußten sehr lange warten, anscheinend bis unsere Papiere in dem über dem Torbogen liegenden Büro geprüft waren. Ein Zwischenfall ereignete sich, als ein SS-Mann an Oberleutnant Jäger herantrat und ihm, der einen Offiziersmantel mit Achselstücken trug, die Achselstücke abnehmen wollte. Jäger wehrte sich, er sei nicht degradiert. Als der SS-Mann nach den Achselstücken greifen wollte, riß Jäger sie selbst ab und warf sie dem SS-Mann vor die Füße. Da das ganze sich nicht lautlos abspielte, öffnete sich ein Fenster des Büros und man erkundigte sich, was los sei. Auf den Bericht des SS-Manns ertönte eine Stimme: "Ein rotes Pünktchen". Das bedeutete, daß dem Häftling ein großer roter Punkt auf die Kleidung aufgenäht wurde, durch den er dem Wachpersonal dahin kenntlich gemacht wurde, daß auf ihn sofort geschossen werden dürfe bei Widerstand und bei Anschein von Fluchtverdacht. Außerdem wurde Jäger nicht mit uns in den Eingangsbereich 13 gebracht, sondern in den gegenüber liegenden Block 14, der den "roten Pünktchen" vorbehalten war. Tatsächlich hatte er es dort viel besser als wir, denn Block 14 war leer und Block 13 überfüllt.

Nach langem Warten wurden wir zu einem ziemlich entlegenen Block geführt, in dem die Aufnahmeformalitäten erledigt werden sollten. Dort wurde verlangt, daß alles Gepäck abgegeben werde, es dürfe nur Wasch- und Rasierzeug entnommen werden. Alle Kleider, Wäsche, Unterwäsche, Schuhe mußten im Gepäck bleiben. Das Gepäck wurde dann auch abgenommen, ebenso alle Wertsachen, Uhren, Ringe und dergleichen. Meinen Ehering behielt ich am Finger und erklärte, er könne nicht abgestreift werden. Man sagte, daß man ihn ganz schön werde abfeilen.

Man unterließ es aber doch. Darauf wurden wir in einen Waschraum gebracht. Im ersten Teil dieser Baracke mußte man sich völlig entkleiden und Kleider, Unterwäsche und Schuhe abgeben. Man erhielt zunächst jetzt für 2 Mann 1 Handtuch. Dann ging es in den anstoßenden Baderaum, in dem von der Decke herunter zahlreiche Brausen mit mäßig warmem Wasser in Tätigkeit traten. Nachdem man sich abgewaschen und notdürftig abgetrocknet hatte, wurde auf der andern Seite ein Raum geöffnet, in dem jedem ein Bündel Lagerkleidung zugeworfen wurde. Sie bestand für mich aus einem leichten Sommerhemd, einer leichten Hose, einem Paar Fußsocken, die aus einem Vorhangstoff zusammengenäht waren und einem kurzen schwarzen Kittel, den wohl einmal ein Pikkolo getragen haben mußte, dazu ein Paar Sandalen, die nur aus einer Holzsohle und einigen Bändern über dem Rist bestanden. Endlich noch eine Art Schal oder Leibbinde und eine alte Mütze, einen Mantel gab es nicht. Diese Art Bekleidung war für die Jahreszeit (Februar 1945) völlig ungenügend. Aber es erging allen nicht besser.

Dann wurde der Trupp nach Block 13, dem sogenannten Eingangsblock, abgeführt. Dieser Block, in den alle neuen Häftlinge zunächst verbracht werden, ist vom übrigen Lager abgeschlossen, so daß außerhalb des Blocks nur der schmale Hof zwischen Block 13 und 14 zur Verfügung steht. Der Block hat im wesentlichen zwei Räume, den Aufenthalts- = Arbeitsraum und den Schlafraum. Im Aufenthaltsraum stehen lange Tische und einfache Bänke, davor an den Wänden sogenannte Spinde, von denen jeder, bei der starken Belegung, von zwei bis drei Häftlingen benutzt wurde. Im Schlafraum stehen fortlaufende Pritschen in 3 Etagen übereinander. Jede Pritsche hat eine Sägmehlmatratze und eine Wolldecke; außerdem ist ein Waschraum vorhanden, in dem einige wie Fontänen wirkende Waschtrüge stehen sowie ein Abortraum, in dem offen nebeneinander etwa 6-8 Klosetts stehen. Die im Eingangsblock untergebrachten Häftlinge dürfen den Block bzw. den abgeschlossenen Hof nicht verlassen. Sie sind den ganzen Tag über beisammen. Der Stubenälteste war ein Grüner, ein befähigter Graphiker, der, wie ich später feststellen konnte, seine Kunst zuerst zu falschen Banknoten benutzt hatte und aus dem Zuchthaus in KZ gekommen war. Er stellte sich sehr grob an, war aber nicht direkt bössartig. Wesentlich übler war der Stubenälteste der zweiten anschließenden Abteilung des

Blocks 13, der sich Alfred nannte, auch ein Grüner, nur mit einem Arm, der anscheinend einen Haß auf alle Häftlinge hatte, die besseren Kreisen entstammten. Der Blockälteste, dem beide Stubenälteste unterstanden, war ein SS-Scharführer, der wohl wegen irgendeines Vergehens Häftling geworden war. Er sah sich wohl alle Neuankommenden in seinem kleinen Büroraum etwas an, kümmerte sich aber im übrigen gar nicht um die Häftlinge. Er überließ alles den Stubenältesten und war in der Regel nur etwa eine halbe Stunde lang sichtbar bei dem Appell, den er jeden Morgen abhalten mußte, zu dem er meist verspätet erschien, um sofort wieder zu verschwinden.

Unsere Truppe bestand aus etwa 18 Herren verschiedener Herkunft. Gemeinsam war, daß alle vorher in der Lehrterstraße 3 gesessen hatten. Unter den Miteingelieferten befand sich eine Gruppe von Herren aus Königsberg, die lediglich deshalb inhaftiert waren, weil sie in Königsberg mit Goerdeler verkehrt hatten. Dabei war auch ein Arzt, Dr. Riebes, der bald als Häftlingsarzt in das Revier verlegt wurde, uns aber täglich aufsuchte und viel half, dann ein Rechtsanwalt Korsch, der rasch verfiel und schon nach wenigen Wochen im Revier verstarb und Caillé, der in Königsberg eine große chemische Reinigungsanstalt besaß. Ferner waren da v. Wilmowski, der Schwager von Krupp, Dr. Rudolf Pechel von der Deutschen Rundschau, der Verleger Wasmuth, ein Herr v. Ritgen, zuletzt Botschaftsattaché in Bukarest, ein Dr. Janssen von der Presseabteilung des Auswärtigen Amts, ferner ein v. Breidbach und ein v. Kaulbars, dieser ein Deutschrusse, dessen Vorfahren russische Generale gewesen sind. Endlich noch Dr. Reuter vom Deutschen Volkswirt. Von der katholischen Aktion war da Brink, von den Gewerkschaften Franz Göhr aus Nürnberg, von der SPD Lüdemann, zuletzt Oberpräsident in Schlesien, ferner ein Herr Bureau, ein Arzt Dr. Schmidt und ein Richard Großmann, der als Spitzel der Gestapo angesehen wurde. In der ersten Zeit war noch ein italienischer General da, der bald wieder verschwand, dem aber niemand nachtrauerte, weil er der größte Egoist und Vielfraß war, der von den erheblichen Vorräten, die er mitgebracht hatte, nie etwas abgab, ferner Direktor Dr. Sperl von der Normalzeit GmbH, der rasch frei wurde, und ein junger Mann namens Pertsch, der nach wenigen Tagen abgeführt wurde in Einzelhaft.

Die Belegungsverhältnisse in Block 13 waren sehr schlimm, da er ständig überfüllt war. Es hätte in unserer Abteilung vielleicht für 150 Mann Platz gehabt, meist waren aber fast doppelt so viel da, besonders wenn des Nachts ein neuer Transport ankam, der noch herein-^{worfen}gerufen wurde, ohne Rücksicht darauf, ob schon alles belegt war. So mußten oft zwei Mann auf einer Pritsche liegen, wobei dann keiner genügend Platz hatte. Einmal hieß es, alles lag schon: "Zusammenrücken, auf jede Liegestelle zwei Mann". Zu mir kam ein Berliner, der wegen Devisenvergehens einige Jahre Zuchthaus abgesessen hatte und jetzt in das KZ kam. Er benahm sich sehr unangenehm, so daß ich ihn nachts, als er mich ständig hinauszudrücken versuchte, derart bediente, daß er andern Tags einen andern Platz suchte. Als dann abends die Kontrolle kam und nachsah, ob überall zwei auf einer Pritsche seien, konnte ich sagen, daß der Mann noch kommen werde. Und so blieb ich von da an allein.

Nach etwa acht Tagen hatte jeder seinen festen Platz, auf den eben evtl. noch einer hereingenommen werden mußte, wenn Überbelegung eintrat. Man sollte sich bei Nacht ausziehen, was aber niemand tat. Man legte Rock und Schuhe ab, die man sorgfältig unter das kleine Kopfkissen schob, denn alles, was etwa unten an der Pritsche aufgelegt wurde, war am nächsten Morgen nicht mehr da. Man schlief also in voller Kleidung und Mantel, sofern man einen hatte. Am 3. Tag wurden wir in den Block geführt, in den unser Gepäck verbracht worden war. Wir durften es öffnen und einige Socken, ein Unterhemd, eine Unterhose sowie einige Taschentücher entnehmen. Meinen guten Wintermantel sah ich dort, wie er gerade mit einer ganzen Ladung anderer Mäntel abtransportiert wurde. Deshalb mußte ich sehen, einen andern zu bekommen. Mein Schwiegersohn hatte mir einige Tage nach meinem Transport in das KZ ein Paket gebracht, in dem auch einige hartgekochte Eier waren. Dem Häftling, der im Schlafsaal die Aufsicht hatte (ein gerissener Berliner) sagte ich, daß ich gerne etwas abgeben würde, wenn ich einen Mantel bekäme. Er wollte mir einen beschaffen gegen 1 Ei und 1 Zigarre. Tatsächlich kam er am nächsten Tag mit einem Mantel an, der zwar nicht schön war, aber von gutem Stoff. Wo er ihn her hatte, ob mit Beziehungen zur Kleiderkammer oder ob er gestohlen war, ist mir nie klar geworden.

Der Tagesablauf war folgender: Morgens 4 1/2 Uhr ertönte eine Glocke, die im ganzen Lager zu hören war, zum Wecken. Man stand auf und mußte den Schlafsaal verlassen mit völlig entblößtem Oberkörper. Die Kleidungsstücke ließ man nicht zurück, man schleppte sie unter dem Arm mit. Im Waschraum wusch man sich ab und ging mit den Kleidern zurück in den Aufenthaltsraum. Dort zog man sich vollends an. Dann kam die Morgenbrühe - in der Regel Mohrrüben - evtl. auch eine schwer definierbare Kaffeebrühe, zu der man ein Stück Brot aß, sofern man solches sich aufgespart hatte. Dann Antreten zum Appell, der für Block 13 im Hof des Blocks, für das übrige Lager auf dem großen halbrunden Platz zwischen dem Tor und den Blöcken stattfand. Von dort mußte um 6 Uhr alles an den Arbeitsstellen sein, wir von Block 13 an den Arbeitstischen im Aufenthaltsraum, wo uns eine eigenartige Arbeit erwartete. Ein Unternehmer hatte wohl mit der Lagerverwaltung einen Vertrag gemacht über die Auswertung der Kabelabschnitte, die als Abfallstreifen wohl in erster Linie bei der elektrischen Ausrüstung von Flugzeugen anfallen. Die Abschnitte schwankten in der Länge etwa zwischen 40 und 70 cm, und wir mußten nun aus diesen Streifen die Kupferteile herausziehen und von der Umwicklung die Textilfasern in besondere Behälter legen. Die Kupferdrähte legte man sich um den Hals, damit keiner verschwinden konnte, und wenn der entstehende Strang dicht genug war, nahm man ihn ab und drehte ihn zu einem Zopf zusammen. Nach der Zahl der Zöpfe wurde die Arbeit bewertet von einem Aufseher, der anscheinend im Dienst des Unternehmers stand, dem die Abfälle gehörten. Der Mann jammerte ständig, denn es war klar, daß niemand sich bei dieser Arbeit anstrengte, zumal es mittags kein Essen gab und die nächste Mahlzeit von der Lagerverwaltung erst abends 18 Uhr gereicht wurde. Um den Arbeitseifer anzuregen, brachte nun dieser Mann fast jeden Tag um die Mittagszeit einen Kessel bei, aus dem eine Neuauflage der Morgenbrühe geschöpft wurde - aber immer mit dem Vorbehalt: nur wenn gut gearbeitet wurde. Die Abendmahlzeit war wieder eine Art Eintopfbrühe. Entweder waren die Kartoffeln schon in die Brühe hineingeschnitten oder man erhielt die Pellkartoffeln für sich, mußte sie schälen und in den Schlag hineinschneiden oder mit der Hand essen. Vor dieser Mahlzeit wurde das Brot verteilt. Jeder erhielt ca. 350 gr Brot und ein- bis zweimal wöchentlich darauf etwa 20 gr Margarine oder einen Löffel Marmelade. Wer vernünftig war, teilte sich das Brot ein, so daß er morgens noch etwas hatte, vielleicht sogar noch mittags, aber bei jungen Leuten konnte man auch

beobachten, daß sie das ganze Brot sofort heißhungrig verschlangen. In dem Eingangsbereich wechselten die Insassen ständig. Es waren wohl ziemlich Deutsche, aber oft mehr Polen, hauptsächlich polnische Juden da, die in der Regel rasch wieder verschwanden. Ein russischer Oberst wurde als Besonderheit vorgezeigt.

Im täglichen Leben gab es oft sehr häßliche Szenen. So fast immer, wenn der Aufenthaltsraum zwecks Reinigung geräumt werden sollte. Da es recht lang dauerte, bis alle Insassen durch die einzige Tür ins Freie kamen, ließ der Stubenälteste durch seine "Hilfskräfte" mit Gummischläuchen "dreinschlagen". Es hagelte dann Hiebe zunächst auf die am weitesten von der Tür Entfernten, die nichts dafür konnten, daß die Tür verstopft war. Einmal hatte ich selbst ein sehr unangenehmes Zusammentreffen mit "Alfred", dem Stubenältesten der Abteilung B des Blocks 13. Ich mußte nachts 2 Uhr auf den Abort, stellte fest, daß kein Licht da war und sagte das der Nachtwache. Diese drehte an verschiedenen Schaltern, bis im Abort wieder Licht war, worauf ich mich setzte. Da kam Alfred herein und schrie, ich hätte ihm das Licht in seinem Büro abgedreht. Ich sagte ihm den Sachverhalt, was ihn aber nicht abhielt, weiter zu schreien über "vornehme Bagage", der man es zeigen müsse, und schließlich mir einen Schlag in das Gesicht zu versetzen. Ich war auf dem Sprung aufzustehen und ~~xxx~~ den Kerl zu verprügeln, was mir nicht schwer gefallen wäre, da der Kerl nur einen Arm hatte. Ich besann mich aber rechtzeitig und ließ ihn in Ruhe, zumal er sich beeilte zu verschwinden. Am nächsten Morgen trug ich den andern die Sache vor, ob etwas zu machen wäre. Die Meinung der in KZ-Angelegenheiten Erfahrenen ging dahin, daß es ganz verfehlt gewesen wäre, den Mann zu schlagen. Das hätte mir lediglich "Bunker" eingebracht und jede Entlassungschance vernichtet. Eine Beschwerde wurde als aussichtslos verworfen, mit andern Worten, man stellte fest, daß ein Häftling im KZ völlig wehr- und rechtlos ist.

An einem Nachmittag kam einmal ein neuer Trupp Polen an, etwa 20 Leute, von denen einer sofort ausgesondert und dem Blockältesten vorgeführt wurde. Er sollte ein Brot gestohlen haben. Strafe: 20 Prügel vor versammeltem Volk. Im Aufenthaltsraum wurde eine kurze Bank aufgestellt, auf die der Mann knien mußte, Hände vorn an der Bank. Dann kam der Blockälteste selbst und führte mit einer Art geflochtener

Bündigerpeitsche wuchtige Schläge gegen das Gesicht des Mannes, der vom 5. Streich an jämmerlich schrie. Nach 10 Schlägen hörte der Schläger auf. Der Mann mußte aber noch eine halbe Stunde lang auf der Bank kniend verbleiben.

Unter den Häftlingen, besonders den polnischen Juden, waren oft völlig abgezehrte Leute, denen man ansah, daß sie bald eingehen werden. So bewegte sich einige Tage lang ein Jude mittleren Alters mit erbarungswürdigem Gesichtsausdruck auf dem Hof umher. Des Morgens betrat ich in der Regel unter den ersten den Waschraum, der sich sehr rasch füllte, so daß man Mühe hatte, an die Fontänen zu kommen. Eines Morgens sah ich zu meiner Überraschung, daß an der hinteren Fontäne eine Ecke völlig frei war, und ich wollte die Gelegenheit, etwas mehr Raum zum Waschen zu haben, rasch ausnützen. Als ich in die Ecke kam, lagen dort 2 Leichen, darunter der abgezehrte Jude, die beide in der Nacht im Block gestorben waren. Sie lagen dort bis nachmittags etwa 16 Uhr, wurden dann auf einen Schubkarren geworfen und in das Krematorium gebracht.

Zweifellos ist das Leben im Eingangsblock das härteste im KZ. Besser wurde es, wenn man ein Arbeitskommando erhielt. Dies wurde in der Regel gegeben nach 3-4 Wochen Aufenthalt in Block 13. Wir hatten den Vorteil, daß einige schon länger da waren und ein Kommando hatten, ohne aus dem Block 13 verlegt worden zu sein, so z.B. von Ritzen, der auf der Schreibstube tätig war und nun über den dortigen Lagerältesten für uns günstige Einteilungen bewirken konnte. Nach etwa 3 Wochen erhielten wir alle ein Kommando: Wilmowsky und ich zur Schreibstube, Pechel zur Bücherei, andere zur Poststelle, einige auch in die Küche.

Gleichzeitig erfolgte die Verlegung in das offene Lager, und zwar alle nach Block 34, in dem Dr. Reuter schon lag. Dort waren die Verhältnisse besser. Es herrschte mehr Ordnung, jeder hatte seinen festen Schlafplatz, es gab keine Überfüllung, die Insassen wechselten kaum. Der Stubenälteste war kein "Grüner", sondern ein politischer Häftling, ein Tscheche, der sich sehr anständig benahm und jedem half, so gut er konnte. Der Mann hatte in Prag ein gut gehendes Geschäft gehabt, eigenen Wagen, eigene Jagd usw. Er hatte viel Zulauf von

andern im Lager sitzenden Tschechen, die ihn augenscheinlich sehr respektierten. Mir half er in der Schuhfrage. Als wir in der Kleiderkammer aus unsrer Wäsche einiges holen durften, hatte ich gebeten, mir meine Schuhe zu überlassen. Das wurde abgelehnt. Aber der Mann zeigte mir ein Paar Leder-Schnürschuhe mit dem Wink, er habe nichts gesehen, wenn sie verschwinden würden. Ich nahm die Schuhe mit, mußte aber leider feststellen, daß sie mir fast zu eng waren. Ich trug sie trotzdem in der Annahme, daß sie sich mit der Zeit ausweiten würden, was auch eintraf. Nun war ein Befehl gekommen, alle Lederstiefel, auch Schnürschuhe müssen abgegeben werden, weil das Heer sie benötigt, nur Halbschuhe dürfen behalten werden. Ich fragte den Stubenältesten, ob ich die Schuhe abliefern solle. Zunächst meinte er, ich solle sie behalten. An diesem Tag wurde aber ein Häftling in einer Lagerstraße abgefaßt, weil er Lederschnürschuhe trug; man zog ihm sofort nicht nur die Schuhe, sondern auch die Hose aus. Darauf riet er mir, die Schuhe abzulegen, er wolle sie aufbewahren und mir als Ersatz ein Paar Segeltuch-Schnürschuhe geben. Diese gaben zwar nicht sehr warm, aber sie deckten wenigstens den Fuß gut ab. Kurz vor meiner Entlassung beobachtete ich, daß öfters abends ein Mann im Block erschien und gute Leder-Halbschuhe brachte. Er war bereit, auch mir ein Paar schwarze Lederhalbschuhe nach Maß anzufertigen gegen 2 Zigarren oder 15 Zigaretten. Als Anzahlung forderte er eine Zigarre. Der Mann war in der Schuhwerkstatt tätig. Er meinte, Zigaretten wären ihm eigentlich lieber, da er solche für den Mann brauche, der die Schnür-Einsätze verwalte, d.h. er konnte wohl den Schuh machen aus dem Leder, das er selbst beiseite schaffte, aber den Schnüreinsatz mußte ein anderer beiseite bringen. In den Besitz der Schuhe bin ich nicht mehr gekommen. Sie waren fertig und er wollte sie mir am Abend vor meiner Entlassung bringen, mußte aber zur Typhusimpfung, und am nächsten Tag war ich weg ehe er kam.

Im übrigen wurde im Lager so ziemlich mit allem gehandelt, in erster Linie mit Lebensmitteln, die wohl alle aus dem Küchenbetrieb gestohlen waren, soweit sie nicht aus Sendungen an Häftlinge stammten. Auch gelang es wohl manchen auswärts tätigen Arbeitskommandos, hin und wieder einiges hereinzubringen. Für manche Sachen gab es feste Taxen, so z.B. für 1/2 Pfund Butter 20 Zigaretten. Die Devisen waren Tabakwaren, sonst Naturaltausch. Eine sehr große Rolle spielte das Norwegerlager, das einige Blöcke umfaßte. Die Norweger wurden regelmäßig durch das schwedische Rote Kreuz versorgt mit Fett, Käse, Keks und Mahmbrot,

sowie Hartwurst usw. Sie waren sehr anständig und gebefreudig, uns brachten sie oft ohne jede Gegenleistung von ihren guten Sachen. Die Leute sahen durchweg gut genährt aus und entstammten den verschiedensten Berufen, so z.B. ein Redakteur aus Oslo und verschiedene Studenten. Als das Norweger-Lager aufgehoben wurde, weil über Schweden ein Austausch der Häftlinge gegen gefangene bzw. internierte Deutsche vereinbart wurde, herrschte tiefe Betrübniß im Lager. Die Norweger hatten ihre Blocks viel besser eingerichtet, anscheinend hatten sie mehr Platz, wovon ich mich überzeugen konnte, als ich einmal von der Schreibstube den Auftrag hatte, von einigen Norwegern festzustellen, in welchem Block sie lagen.

Durch die Verlegung in Block 34 infolge der Kommandierung zur Schreibstube änderte sich der Tageslauf. Man mußte nun jeden Morgen etwa um 5 1/2 Uhr zum Appellplatz marschieren, wo jeder Blockälteste Meldung zu machen hatte über die Zahl seiner Insassen. Es war fast ein gespenstischer Anblick, jeden Morgen im Halbdunkel die Kolonnen dunkler Gestalten anmarschieren und sich aufstellen zu sehen. Dann nahm der Lagerkommandant oder sein Stellvertreter die Meldung entgegen, kommandierte "Mützen ab" und verlas irgendeinen Wisch, dann wieder "Mützen auf". Klappte die Mützensache nicht so ganz exakt militärisch, so wiederholte er das Kommando im Eiltempo etwa drei bis viermal hintereinander. Es standen dann in der Regel etwa 22 000 Menschen bei dem Appell da. Wir konnten in der Schreibstube feststellen, daß im Lager eingetragen waren etwa 35 000 Menschen, davon waren 12-13 000 auf sogenannten Außenkommandos ständig abwesend. Sie waren an Fabriken oder für Bauarbeiten abgegeben und hatten anscheinend erhebliche Verluste, vielleicht durch Luftangriffe. Jedenfalls betrug nach den Feststellungen der Schreibstube der monatliche Abgang durch Tod etwa 3 000 Mann. Wieviele davon abgingen durch Verlegung in ein sogenanntes Vernichtungslager, konnten wir nicht feststellen. In der Schreibstube wurde eine große Kartothek geführt über alle Häftlinge (nach dem Alphabet geordnet). Es kam oft vor, daß Postkarten an Häftlinge kamen ohne Angabe des Blocks. Dann wurde die Karte der Schreibstube gezeigt zwecks Feststellung des Blocks des Empfängers. Oft stellte sich heraus, daß der Mann gar nicht mehr da war und seine Karte den Vermerk trug "auf Transport". Dieser Ausdruck war der Terminus technicus für Abtransport zum Vernichtungslager. Ging ein solcher Transport ab,

so erhielt die Schreibstube die Namen und mußte auf den Karten den Vermerk eintragen "auf Transport". Bei Verlegung in ein anderes Lager, wurde dort der Name des Lagers eingetragen.

Außer den Kommandos, die ständig auswärts waren, wurde täglich ein sogenanntes "Bombenkommando" zusammengestellt, das nach Berlin geschickt wurde zu Aufräumarbeiten. Dieses Kommando kam abends zurück. Nach schweren Luftangriffen auf Berlin blieb es auch 2-3 Tage weg, die Leute wurden dann nachts in Berlin untergebracht. Zu diesem Kommando - in der Regel 3-400 Mann - drängten sich viele Häftlinge, obwohl gerade dieses Kommando oft Verluste durch Trümmereinsturz oder mangelhaften Schutz bei Luftangriffen hatte. Der Andrang war so stark, daß eines Tages ein Befehl hohe Strafen ankündigte für Leute, die sich in das Kommando einreichten, ohne dafür bestimmt zu sein. Der Andrang war so stark, weil das Kommando Gelegenheit bot, aus dem Lager herauszukommen, wenn auch nur für kurze Tage. Außerdem durften die Leute damit rechnen, daß die Besitzer der Grundstücke, auf dem sie arbeiteten, ihnen einige zusätzliche Lebensmittel und vor allem Tabakwaren zukommen ließen, um sie zu tüchtiger Arbeit anzuregen. Ferner durften sie Nahrungsmittel, die sie in verschlossenen Wohnungen fanden, aufessen an Ort und Stelle, sie durften sie aber bei Todesstrafe nicht in das Lager mitnehmen. Ältere Lagerinsassen behaupteten, daß früher hin und wieder ein Ertappter dieserhalb vor versammeltem Lager aufgehängt worden sei.

In einem Punkt war der Aufenthalt im Lager angenehmer als der im Gefängnis: man brauchte sich um Luftangriffe nicht zu kümmern. Wenn nachts die Sirenen ertönten, drehte man sich höchstens auf die andere Seite. Nur das sogenannte Feuerkommando - 2-3 Leute - mußte aufstehen. Man wußte, daß die Lage des Lagers den feindlichen Fliegern genau bekannt war und daß sie Befehl hatten, keine Bomben in das Lager zu werfen. Es ist im Lager selbst nie etwas geschehen, obwohl bei fast allen Angriffen auf Berlin die Flieger über das Lager flogen. Leider wurde das Lager indirekt stark in Mitleidenschaft gezogen, als bei einem Angriff auf Berlin die Kanalisationsleitung, die sämtliche Abwasser des Lagers einem der Seen zuführte, im Abstand von etwa 10 km vom Lager zerstört wurde. Damit wurden alle Wasserspülungen der Klosetts unbenutzbar, und es wurde deshalb hinter jedem Block eine lange Grube ausgehoben mit einem Prügel als Sitz darüber.

Es mußten also die 22 000 Insassen des Lagers ihre Notdurft in solch offenen Gruben verrichten, und es machte sich dies bald, je nach Windrichtung stärker oder schwächer, im Lager bemerkbar. Auch die Ärzte bekamen Bedenken, und es wurde deshalb Ende März eine allgemeine Impfung gegen Typhus angeordnet, wobei jedoch nur die Häftlinge deutscher Staatsangehörigkeit ~~xxxxxxx~~ geimpft werden sollten. Die Sache sollte in den ersten April-Tagen durchgeführt werden; ich wurde am Tag zuvor entlassen.

Inzwischen hatte die Firma von Stuttgart aus alle Hebel in Bewegung gesetzt, um auf Grund des doch vorliegenden Freispruchs meine Entlassung zu erreichen. Insbesondere hatte man sich an Obergruppenführer Berger gewandt, zu dem in den ersten Nazi-Jahren gute Beziehungen entstanden waren, die im Grunde in erster Linie auf gemeinsamer Gegnerschaft gegen den Gauleiter Murr beruhten. Diesem war die Haltung des Herrn Bosch und seiner Firma gegenüber dem Nazi-Regime von Anfang an ein Dorn im Auge. Bei Berger ging die Abneigung auf persönliche Erlebnisse mit Murr zurück. Tatsächlich gelang es Berger, von der Gestapo meine Freilassung zu erwirken, die am 3. April 1945 abends erfolgte. Ich wurde abends gegen 8 Uhr im Block aufgerufen, und es wurde mir gesagt, daß ich entlassen werden solle. Berger hatte 2 Leute geschickt, die mich im Auto abholen sollten und sehr ungehalten waren darüber, daß die Gestapo dies nicht schon nachmittags mitgeteilt hatte. So war die Entlassung gar nicht vorbereitet, und die beiden mußten warten, bis alle Formalitäten abgewickelt waren: Abmeldung beim Lagerältesten in der Schreibstube, Abgabe der Kleider und Neueinkleidung in der Kleiderkammer, Übergabe des Spinds in Block 34 und schließlich Mobilisierung der Kasse, damit ich wenigstens das Geld wieder erhielt, das mir abgenommen worden war. Das dauerte bis 22 Uhr, und so konnten wir endlich etwa um 22 1/2 Uhr abfahren. ~~xxxxxxxxxxxxxx~~

Meine erste Frage an die beiden Leute war, wohin sie mich bringen wollen. Auf die Antwort, zu Obergruppenführer Berger, war ich beruhigt, denn zunächst hatte ich Zweifel, ob es sich tatsächlich um eine Freilassung handle. Als wir durch die Vororte Berlins fuhren, ertönten die Sirenen, und wir suchten zunächst Unterschlupf in einem Bunker, der zufällig derjenige der tschechoslowakischen Gesandtschaft war. Nach der Entwarnung zeigte man uns dort auch den Weg zu dem Berger'schen Hauptquartier, da der Fahrer sich völlig verfahren hatte. Dort kamen

wir etwa um Mitternacht an und mußten zunächst auf der Wache etwa eine halbe Stunde warten, bis wir zu Berger gerufen wurden. Da inzwischen wieder Luftalarm war, wurden wir in die Stollen geführt und in einen kleinen unterirdischen Raum, den kurz darauf Berger mit einigen Adjutanten passierte. Auch Berger mußte sich bei dieser ersten Begegnung noch "tarnen" mit Rücksicht auf seine Begleitung. Er redete mich an: So, Baurat, da bist Du ja. Ihr Schwaben habt eben immer besondere Dickköpfe, und dann macht Ihr hin und wieder eine Dummheit. Ich antwortete ihm, er als Schwabe müsse das ja gut wissen. Er sagte noch: "Wenn der alte Bosch Dich nicht so geschätzt hätte, so hätte ich auch nichts für Dich tun können. Also auf später!"

Nachdem Entwarnung erfolgt war, führte man uns in das Haus in ein gutes Zimmer, wo sofort jedem eine Platte mit gutem Aufschnitt hingestellt wurde, ebenso guter Kaffee und 1 Glas Cognac. Die beiden Begleiter strahlten förmlich, als Berger jedem noch ein Päckchen Zigaretten gab, und zogen befriedigt ab. Das war so etwa 2 Uhr nachts. Ich wurde nach oben geführt, wo im Dachstock ein Raum mit 4 Betten war, davon eines mir zugewiesen wurde. In die andern 3 Betten kamen später einige SS-Leute. Am andern Morgen wurde mir unten ein Frühstück serviert und Berger kam, um mit mir die Frage meines Abtransports zu besprechen. Er wollte mich mit 2 Kurieren nach Stuttgart schicken und übergab mich zunächst einem seiner Adjutanten, der das Weitere veranlassen sollte. Dieser war sehr nett und sprach sehr offen über die Lage, er sagte aber, daß die Kuriere erst am nächsten Tag, vielleicht auch erst in 2 Tagen eintreffen werden. Ich dankte ihm und Berger für die Fürsorge, meinte aber, daß ich auch allein reisen könne, nur hätte ich keine Papiere, so daß ich schwerlich unbehelligt durch die Zugkontrolle kommen würde. Der Mann hatte Verständnis für den Wunsch, rasch wegzukommen. Er ließ mich noch in der Kantine zu Mittag essen und brachte mir dann einen Militärfahrschein nach Stuttgart und eine von Berger unterschriebene Erklärung, daß ich in besonderem Auftrag reise und daß meine Papiere schon vorausgeschickt seien.

So konnte ich nachmittags wegfahren zu Herrn Dehn im Verkaufshaus Berlin, von wo ich meine Schwägerin anrief und zum Anhalter Bahnhof bestellte, da ich den Nachtschnellzug nach Stuttgart benutzen wollte. Dies mißlang aber, denn der Zug über Erfurt fiel aus und der nach München war so voll, daß es mir nicht gelang, hineinzukommen.

So beschloß ich, bei meiner Schwägerin in Kohlhasenbrück zu übernachten und am nächsten Abend den Zug nach München zu nehmen. Am nächsten Morgen bestellte ich Freund Galler in das Verkaufshaus und aß mit ihm zu Mittag bei Kempinski am Kurfürstendamm. Nachmittags besuchte ich noch meinen Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Kunz I, der sich sehr freute, daß ich nicht weggegangen war, ohne ihn aufzusuchen. Abends gelang es mir, einen Platz in dem Zug zu bekommen, da Herr Dehn so freundlich war, 2 Herren schon sehr früh zur Bahn zu schicken, damit sie für mich einen Platz belegten. Die Fahrt ging über Leipzig, Regensburg, Ingolstadt nach München. Sie dauerte bis Ingolstadt von abends 9 Uhr bis etwa 1 Uhr in der nächsten Nacht, denn der Zug benutzte Nebenstrecken und hielt bei Luftalarm oft sehr lange.

In Ingolstadt stieg ich aus, denn ich hatte gehört, daß der Zug in München-Ost etwa um 2 1/2 Uhr nachts ankomme und daß der Zug nach Stuttgart von Pasing abgehe. Man hätte also mitten in der Nacht quer durch ganz München gehen müssen, um den Anschluß zu erreichen. Von Ingolstadt gehe aber in einigen Stunden ein Zug nach Augsburg, der dort den Stuttgarter Zug erreiche. Es ging dann auch so, nur fuhr der Stuttgarter Zug zunächst nur bis Ulm, da ein Weiterfahren bei Tag wegen der Jabo's nicht möglich sei. So mußte also in Ulm alles aussteigen, der Zug fahre erst abends weiter. Es war gerade Mittagszeit und ich ging mit meinem Gepäck in die Stadt, um in einer Wirtschaft zu essen. Der Anblick der Stadt, die ich gut kannte, da ich 2 Jahre lang dort das Gymnasium besucht hatte, war gergadezu erschütternd. Vom Bahnhof bis zum Münster alles in Trümmer. Ich ging weiter zur Frauenstraße, überall dasselbe. Endlich entdeckte ich in einer Nebenstraße eine Gaststätte, in der ich ein bescheidenes Essen bekam.

In der Frage des Weiterkommens beschloß ich, den Versuch zu machen, per Anhalter nach Stuttgart zu kommen. Ich ging deshalb weiter bis zu der Stelle, an der die Straße nach Stuttgart und die nach Aalen beginnen. Dort stand schon eine ziemliche Anzahl von Leuten, die ebenso auf Wagen warteten, die sie mitnehmen könnten. Es wurden auch alle Wagen angehalten und sie mußten Leute aufnehmen, soweit sie Platz hatten. Es fand eine Art geordneter Verteilung statt, bei der nach einigem Warten wohl jeder an die Reihe kam. Als ein von 2 SS-Leuten gesteuerter Lastwagen mit Ziel Stuttgart kam, konnte ich ihn mit etwa 4 Leuten besteigen und hoffte nur, bald in Stuttgart zu sein. Man kam auch ohne Schwierigkeiten bis in das Filstal, mußte nur einmal wegen Jabo herunter in das freie Feld. Aber von Geislingen an

wiederholte sich das in kurzen Zwischenräumen, und in Eislingen erklärten die beiden SS-Leute, daß sie Halt machen und erst abends weiterfahren würden, da sie Befehl hätten, den Wagen heil nach Stuttgart zu bringen. Das war natürlich eine Ausrede. Sie hatten kurz zuvor 2 Weiblichkeiten auf den Wagen übernommen und zu sich ins Führerhaus gesetzt; man sah deutlich, daß sie den Nachmittag mit diesen verbringen wollten.

In Eislingen veranlaßte ich die Polizei, jeden Wagen anzuhalten, um evtl. weiterzukommen. Erfolg hatte ich damit insofern, als mich ein mit Kartons hoch bepackter Wagen etwa 1/2 Stunde später mitnahm, hoch über der Ladung sitzend. Da der Wagen aber nicht nach der Stadtmitte fahren wollte, setzte er mich in Hedelfingen ab, von wo ich zum Bahnhof Obertürkheim ging, da die Vorortbahn noch im Betrieb war. Ich hatte schon die Fahrkarte und stand auf dem Bahnsteig, als ein Jabo-Angriff erfolgte, bei dem die elektrische Oberleitung abgeschossen und damit der Betrieb lahmgelegt wurde. Also wieder heraus und vor dem Bahnhof in eine schon fahrende Straßenbahn hinein, die mich auch gegen Abend nach Stuttgart brachte. Am Bahnhof erkundigte ich mich nach den Zügen Richtung Gaildorf und Hall. Man sagte mir, daß abends um 9 Uhr ein Zug abgehe, aber nur bis Murrhardt. Ich entschloß mich, ihn zu nehmen und in Murrhardt zu sehen, wie ich weiterkomme. Zuerst machte ich den Versuch, über den Bahnteograph in Murrhardt einen Wagen zu bestellen, das wurde aber abgelehnt. So setzte ich mich in den schon bereit stehenden Zug und aß von den Vorräten (Hartwurst und Brot), die ich von Berlin mitgebracht hatte. Der Zug kam etwa um Mitternacht in Murrhardt an. Am Bahnhof stellte ich fest, daß ein Warteraum hoch mit Strohschütten belegt war, daß man also notfalls dort schlafen konnte.

Zunächst stellte ich mich mit anderen Wartenden an der Murrbrücke auf, um vorüberkommende Fahrzeuge anzuhalten. Es kamen auch zahlreiche Wehrmachtsfahrzeuge, aber alle mit Order Göschwend-Gmünd. Endlich kam ein Lastwagen mit Ziel Gaildorf, der ein halbes Dutzend Leute und auch mich mitnahm. Der Fahrer - ein norddeutscher Soldat - hatte keine Ahnung vom Weg und wir im Wagen konnten wegen der Plane, die sich über uns wölbte, nicht sehen, wohin er fuhr. Als Gaildorf ewig nicht kam, veranlaßten wir ihn zum Halten und stellten fest, daß der Fahrer fehl gefahren war; er hatte sich den vor ihm fahrenden Wagen

angeschlossen, und wir standen deshalb kurz vor Gschwend. Man setzte nun einen Ortskundigen neben den Fahrer, und so kamen wir wieder vom Berg herunter und etwa um 3 Uhr morgens nach Gaildorf. Dort blieb der Wagen stehen und wir sollten nun warten, ob am Morgen sich eine Gelegenheit zum Weiterkommen bieten würde. Ein junger Mann, der nach Hall wollte, und ich entschlossen uns, jetzt einfach zu Fuß weiterzupilgern. Wir setzten uns in Marsch und waren etwa 1 km aus Gaildorf hinaus, als hinter uns ein Lastwagen auftauchte, den wir zum Halten veranlaßten. Er wollte nach Ottendorf und ließ uns aufsteigen. So kamen wir rasch weiter. Als er durch Ottendorf durchfuhr ließ ich ihn halten und stieg ab. Er hatte Befehl, in der Mitte Ottendorfs den Wagen abzustellen. Ich dirigierte ihn noch dorthin (Platz vor der Kirche) und ging dann auf das Siedlungshäuschen zu, in das meine Familie verlagert war. Dort klopfte ich morgens um 4 Uhr an die Haustüre, und wir feierten im Morgengrauen ein Wiedersehen der Rückkehr aus der Unterwelt.

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2878/61	Best. ZS 1758
Rep.	Kat.

Eine üble Dreingabe waren in den Gefängnissen die Luftangriffe, die man in der Zelle überstehen mußte. In Stuttgart wurden wenigstens die Schlösser an der Türe bei Luftwarnung zurückgedreht, so daß nur noch der Verschuß mit dem Riegel blieb, den im Notfall ein an den Zellen vorbeirennender Wärter rasch zurückstoßen und damit die Türe öffnen konnte. Herausgeholt wurde man nicht. In Stuttgart erlebte ich die schweren Angriffe Ende Juli in der Zelle, das Gefängnis wurde nicht getroffen, wohl aber die Wasserleitung zerstört, worauf die Klosetts unbenutzbar wurden. Man hob im Hof eine Grube aus, die vormittags benutzt werden konnte. In der Lehrterstraße 3 blieben die Türen mit Schloß und Riegel verschlossen, ebenso in Tegel. In der Lehrterstraße 3 mußte zudem bei nächtlichen Luftangriffen am Fenster das Verdunkelungspapier hochgerollt werden, damit ihm ja nichts passierte. Da das Fenster sehr hoch lag, mußte man dazu den Hocker herrücken und auf ihm stehend das Papier hochrollen, dann erst konnte man sich in die Ecke stellen, die man für die sicherste hielt. Luftangriffe bei Tag kündigten sich dort dadurch an, daß ein Kommando mit Munitionskisten über den Hof marschierte. Es wurden an einigen Stellen Maschinengewehre aufgestellt, die aber nicht als Luftabwehr tätig wurden, sondern auf Häftlinge schießen sollten, die etwa bei einem Bombentreffer die Gelegenheit einer zertrümmerten Außenwand zur Flucht benutzen würden. Wenn auch in Stuttgart oder in der Lehrterstraße 3 nie ein Treffer erfolgte, so war doch die Spannung während der Angriffe eine sehr ungemütliche Sache, und ich habe in Stuttgart und in Berlin etwa 40 Luftangriffe hinter Schloß und Riegel erlebt. In Berlin sah ich mir die Sache meist vom Fenster aus an, was einige Schlüsse ziehen ließ. In der ersten Zeit war die Zahl der Scheinwerfer, die zur Abwehr in Betrieb gesetzt wurden, sehr groß, der ganze Horizont war von ihnen umrahmt, während später nur noch ganz vereinzelt sich zeigten. Die Abwehr nahm ständig ab, sie war zum Schluß gleich null.

Die Bewachungsverhältnisse waren sehr verschieden. In Stuttgart und in Tegel ordentliche Justizwachtmeister mit anständigem Format, in der Lehrterstraße 3 junge SS-Leute, Volksdeutsche aus dem Banat, teils ordentliche Kerls, teils richtige Flegel, letzten Endes alle korrupt, was die Verhältnisse etwas milderte, denn gegen Zigaretten und Zigarren wurde manche Erleichterung möglich. Der Bewohner meiner Nebenzelle, ein Oberst mit viel Zigarren, brachte es fertig, daß wir abends hin und wieder vor den Zellen stehen und ein Glas Wein trinken konnten, wobei der SS-Mann zusah und dessen Aufsichtsorgane am Ende des Zellengangs aufpaßten, daß keine Störung kam, also quasi Schmiere stand. Auch gegenseitige Zellenbesuche wurden so ermöglicht. In den Gefängnissen war die Atmosphäre immerhin noch so, daß man sich nicht als völlig deklassiert ansehen mußte. Das war im KZ ganz anders. Dort wurde man auf ein wirklich menschenunwürdiges Niveau herabgedrückt, auf ein reines Vegetieren. Einer unserer Gruppe drückte das einmal so aus: "Wir haben hier nur noch dafür zu sorgen, daß wir so viel zu fressen kriegen, daß wir nicht Hungers sterben. Alle andern Sorgen haben uns hier nicht zu kümmern." In unserer Gruppe half aber doch über diese Lage etwas hinweg, daß wir in der freien Zeit, d.h. abends mit gebildeten Menschen eine Unterhaltung pflegen konnten, die uns das Milieu vergessen lassen konnte. Für psychologische Studien bot sich reichlich Gelegenheit, denn unter solchen Verhältnissen fallen bei entsprechenden Charakteren alle Hemmungen, und der Mensch entpuppt sich nach seinem wirklichen Gehalt. Man konnte sehr betrübliche Beispiele erleben, die bedenklich stimmen mußten, aber vielleicht erklären, warum es den "Grünen" d.h. den richtigen Verbrechern gelungen war, die besseren Posten als Stubenälteste einzunehmen. Der Verkehr mit den anderen war auch stets beherrscht von der Vorsicht gegen Spitzel, die wohl in allen Blocks vorhanden waren und sich merkwürdig freundlich mit Neuankömmlingen abgaben. Eigentümlich war, daß die Älteren Leute sich leichter mit den Verhältnissen abfanden als die Jüngeren. Da ich wohl der Älteste unserer Gruppe war, wurde ich hin und wieder gebeten, mir diesen oder jenen Jüngeren genauer anzusehen, der plötzlich anfang, sich abzusondern, in einer Ecke zu sitzen und untätig vor sich hin zu stieren. Ich nahm dann den Jüngeren abends mit zu einem Gang ins Freie und machte ihm den Standpunkt klar. In der Regel bezweifelte der Junge, je wieder hier herauszukommen oder später irgendeine Chance für eine befriedigende Tätigkeit zu finden. Es gelang mir in der Regel, diese Leute wieder zur Vernunft zu bringen und insbesondere davon zu über-

zeugen, daß auf sie sogar sehr wichtige Aufgaben warteten, sobald der Spuk endgültig vorbei sei.

Firma.

Auszug Ber.v.v.Falkenhausen
N.Y.Staatszeitung u.Herald
v.24./26.4.48
(Volksgerichtshof)

2S-1758-47

Institut für Zeitgeschichte - Archiv

Auszug aus dem Bericht von Gotthard von Falkenhausen
veröffentlicht in New York "Staatszeitung und Herald" Nr. 99 u. 100
vom 24. und 26. 4. 1948

....

Ich ließ mich dann sehr gleichmütig fesseln und in dem engen Häftlingswagen nach der Bellevuestraße fahren, wo das Volksgericht tagte. Am Hauseingang war ein großes Polizeiaufgebot, das die Neugierigen abdrängte, zwischen je zwei Polizisten stiegen wir die Treppe hinauf, am Eingang des Verhandlungssaales nahm man uns die Fesseln ab.

Keine Öffentlichkeit

Der Raum war mittelgroß, mit Stuhlreihen versehen, die von einigen Zuhörern, hauptsächlich Behördenvertretern oder "Hoheitsträgern" der Partei besetzt waren. Die vorderste Reihe blieb für die Angeklagten, die, jeweils zwischen zwei Polizisten, dem Gericht gegenüber placiert wurden. Die Öffentlichkeit war ausgeschlossen, nur einige Bevorzugte, unter denen ich meinen Bekannten, Rechtsanwalt Eugen Langen, entdeckte hatten Zutritt. Ich konnte mich noch kurz mit meinem Verteidiger unterhalten, der mir seinen Verteidigungsplan auseinandersetzte. Ich fragte ihn, wie er nach seiner Kenntnis der Atmosphäre die Lage beurteile und erhielt die bezeichnende Antwort: "Das ist wie ein Würfelspiel, das schwankt zwischen Todesurteil und Freispruch".

Pünktlich um 9 Uhr erschien der Gerichtshof, von den Anwesenden mit Ausnahme der Angeklagten, die dieser "Ehre" nicht würdig waren, mit dem "deutschen Gruß" empfangen. Vorsitzender war Freisler, ein großer schlanker Mann um die 50 mit scharf geschnittenem Gesicht, gelichteter Stirn und unruhig flackernden Augen. In seiner roten Robe wirkte er stattlich, aber es haftete ihm etwas Komödiantenhaftes, unendlich Eitles an, jede Bewegung und jede Äußerung war erkennbar auf Wirkung auf das Publikum berechnet, man hätte ihn sich als Robespierre auf einer mittelmäßigen Bühne denken können. Dabei erschien er gefährlich und völlig unberechenbar. Er konnte den Angeklagten gegenüber unzählige Register ziehen vom väterlich freundlichen Zureden über Einschüchterung mit ironischen Einwürfen und Apostrophierungen halb an das Publikum gerichtet bis zum Anschreien mit gräßlichen Injurien. Wer auf ihn hereinfiel oder sich durch freundliches, scheinbar verständnisvolles Zureden bereit finden ließ, mehr zuzugeben als gut war, war rettungslos verloren. Dabei war er klug, reagierte außerordentlich schnell, war gewandt in der Formulierung von Fragen, insbesondere Suggestivfragen und Einwürfen, und beherrschte den Akteninhalt souverän. Man mußte sich also auf einen gefährlichen Kampf gefaßt machen. Auf der andern Seite hielt Freisler bei allem Blutdurst auf ein gewisses Dekorum insofern, als er den Tatsachen nicht offensichtlich Gewalt antat, also dem Ergebnis der Verhandlung, der Beweisaufnahme und dem persönlichen Eindruck, den der Angeklagte machte, einen gewissen Einfluß auf die Urteilsfällung einzuräumen geneigt war.

Staffage

Freilich ließ sich seine Jurisprudenz fast mit seinen eigenen Worten, die in der Begründung des Urteils gegen meinen Mitangeklagten Frank fielen, dahin umschreiben, daß jedes Diskutieren der Möglichkeit eines Wegfalls des nationalsozialistischen Regimes oder der Mittel, mit denen im Falle einer Katastrophe die Basis für einen staatsrechtlichen Rohbau zur Rettung der letzten deutschen Substanz geschaffen

Institut für Zeitgeschichte ARCHIV	
Akz. 2818/67	Best. ZS 1758
Rep.	Kat.

werden könnte, todeswürdiger Hochverrat sei. "Es gibt begrifflich keine mögliche Nachfolgerin für eine nationalsozialistische Regierung, wenn sie unterginge, dann stürbe mit ihr auch das deutsche Volk". Neben Freisler wirkten die übrigen Mitglieder des Gerichts völlig als Staffage. Sie bestanden aus einem richterlichen Beisitzer, der stumm der Verhandlung folgte, und drei Laien, augenscheinlich kleine Wichtigtuer aus der Sphäre nationalsozialistischer Blockleiter.

Der Gerichtshof, Freisler in der Mitte, nahm an dem breiten Tisch mit Front zu dem Publikum Platz, an der Schmalseite des Tisches mit dem Rücken zum Fenster saß der Anklagevertreter, Landgerichtsrat Schulze, gleichfalls in roter Robe. Er machte den Eindruck eines kleinbürgerlichen Ehrgeizlings, beflissen, sich das Wohlwollen Freislers und seiner Nationalsozialistischen Vorgesetzten zu verdienen, in die Verhandlung griff er ebenfalls kaum ein. Seine Plädoyers waren matt und nichtssagend, auch in der Diktion und der Art des Vortrags unbedeutend, eine Kette von Phrasen aus dem landläufigen nationalsozialistischen Sprachschatz, kein Funke rednerischen Niveaus oder juristischer Logik. Die Primadonna Freisler konnte offenbar nur unbedeutende Kreaturen um sich dulden.

Vor dem Richtertisch war, um eine größere Distanz zwischen die Angeklagten und das Gericht zu legen, noch ein kleiner viereckiger Tisch aufgebaut, an den die Angeklagten einzeln herangerufen wurden. Die Verhandlung begann mit der Verlesung der Anklageschrift, dann erklärte der Vorsitzende, er werde das Verfahren gegen Frank und Fischer von dem gegen Röchling und mich abtrennen, da die Tatbestände völlig verschieden seien. Ein sachlich zweckmäßiger Beschluß, der für Röchling und mich überdies den Vorteil hatte, daß wir dem ersten Teil des Termins als unbeteiligte Zuhörer beiwohnen und uns auf die Verhandlungsmethoden und Freislers "liebenswürdige" Eigenheiten einstellen konnten.

Frank aus Mannheim

Die Vernehmung des Angeklagten Frank, eines Rechtsanwalts aus Mannheim wirkte nicht gerade ermutigend. Ihm wurde vorgeworfen, er habe 1943 mehrfach mit Goerdeler gesprochen, habe ihn auch in Berlin im Hotel aufgesucht, und Goerdeler habe ihn unter Hinweis auf die ausweglose politische und militärische Lage zur Mitarbeit an einer Organisation aufgefordert, die im Falle des Zusammenbruchs der nationalsozialistischen Herrschaft die Führung in die Hand nehmen könne, um ein völliges Chaos zu verhindern. Da Zeugen weder genannt noch geladen waren, basierte die Anklage ausschließlich auf den Aussagen Goerdelers.

Sein Mitangeklagter Fischer, Ingenieur bei Bosch in Stuttgart, stand unter ähnlicher Anklage. Er hatte allerdings Goerdeler nur einige Male beruflich gesprochen und behauptete, seine Bereitschaft zur Mitarbeit habe sich nur auf einen Posten in der Kriegswirtschaft bezogen, und er habe der pessimistischen Lagebeurteilung Goerdelers mehrfach energisch widersprochen. Er gab sich harmlos und völlig unpolitisch, mißverstand - vielleicht absichtlich - die verhänglichen Zwischenfragen, schweifte ab, ließ sich durch heftiges Anfahren nicht aus der Ruhe bringen, so daß das Endergebnis der Vernehmung recht mager blieb. Trotzdem mußte jeder den Eindruck haben, daß die beiden Angeklagten ungefähr gleich belastet waren, und ich war sehr überrascht, daß der Anklagevertreter in einem recht nichtssagenden Plädoyer für Frank die Todesstrafe, für Fischer Freisprechung forderte.

Die Plädoyers der beiden O f f i z i a lverteidiger, insbesondere das für Frank, waren so schlecht und oberflächlich, wie man es sich selbst in einem Bagatellprozeß nicht hätte gefallen lassen.

Das letzte Wort

Die Angeklagten hatten das letzte Wort, Frank versuchte - freilich in begreiflicher Erregung und daher nicht sehr konzentriert und logisch geordnet - das nachzuholen, was sein Verteidiger unterlassen hatte, er wurde sehr bald grob unterbrochen und das Gericht zog sich zur Beratung zurück. Die Entscheidung fiel nach den Anträgen der Reichsanwaltschaft und die beiden Angeklagten, der zum Tode verurteilte Frank und der freigesprochene Fischer wurden abgeführt.

.....